

**Vergißmeinnicht**  
**1930**

4 (1930)

---



Nummer 4

April 1930

48. Jahrgang

Verlagsort Nördlingen

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern  
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden  
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,  
Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

## Bezugspreise:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40	Italien	Lire 10.—
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengö 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 92.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher Ring 3  
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8  
Postcheckkonto Köln 1 632

für Schlesien und Norddeutschland:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52  
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. d., Steingasse 23 a  
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altendorf (Et. Uri)  
Postcheckkonto Luzern VII 187

## Inhalt des vorliegenden Heftes:

Ostern! Von P. Hippolitus Böhnen	97	Die Zeder auf Schloß Magdala. Von Anna Richli	109
Rabboni — Meister. Von Schwester M. Avellina	98	Die afrikanischen Gistdoktoren	116
Carthago, der Schauplatz des Euch. Kongresses, einst und jetzt. Von P. Dr. M. Hallfell, Trier	101	Missionspost	118
		Die Reich Christi-Mission	122
		Die Monstranz von Waldsee. Von Msgr. Konrad Kümmel	123

## An unsere Freunde und Wohltäter!

Wieder naht die Osterzeit, in der für manches junge Knabenherz die bange Frage nach dem künftigen Beruf sich erhebt. Von allen Seiten wird vom höheren Studium abgeraten, immer wieder sieht man von der Überfüllung der akademischen Berufe. — Nur ein Stand kann noch Zuwachs brauchen, der Priesterstand in der Heimat und besonders in der Heidenmission. Gerade dort öffnet sich für unsere junge Generation ein weites, herrliches Tätigkeitsfeld!

In so manchem Knabenherzen schlummern Talente und ein hoher, idealer Sinn. In so manche Knabenseele hat Gott die Keime des Priester- und Missionsberufes hineingelegt.

Helft uns, liebe Freunde, dieses ideale Streben zu wecken und zu nähren!  
Helft uns, die zarten Keime des Priesterberufes zu entfalten!

Ganz sicher ist in jeder Gemeinde, in jeder Schule, in jeder Pfarrei das eine oder andere Büblein, dessen Charakter, dessen Talente uns nahe legen: Der liebe Gott könnte ihn zum Priesterberuf ausersehen, könnte ihn erwählt haben, das Werk eines hl. Bonifatius, eines hl. Franz Xaver fortsetzen und seinen Namen unter allen Völkern zu verkünden.

Liebe Freunde, kennt Ihr einen solchen Knaben, dann tut um der Liebe Gottes willen ein gutes Werk an ihm! Bahnt ihm den Weg zum Ziel!

Unser Missionsseminar Alohsianum im schönen Spessartstädtchen Lohr am Main öffnet weit seine Tore. Es hat noch Platz für viele brave Knaben. Ein Brief an den Pater Rektor verschafft jede gewünschte Auskunft.

Bedenkt das große Wort: „Das göttlichste aller guten Werke ist die Mithilfe an der Rettung der Seelen!“

Gottes Lohn für jegliche Liebesmühre in diesem großen Anliegen erbittet Ihnen in herzlicher Dankbarkeit

P. Direktor,  
Missionsseminar Alohsianum, Lohr a. Main, Ufr.

## Aus Welt und Kirche

Technik ohne Gott. In seinen *Zeitungsgängen* schreibt „Das neue Reich“ (Throlia, Wien): Tausende und Tausende lesen heute die in Buchform erschienenen Notizen der paar Zeitungsschreiber, die die Weltfahrt des Zeppelin mitmachten durften. Wenn irgend etwas, so beweisen diese Bücher, wie recht jener unzeitgemäße Zeitrichter hat, der einmal schrieb, daß wir in einem technisch und journalistisch ausgemachten Hohlraum leben. Ja, der technische Fortschritt scheint oft genug, wie auch Peter Wust einmal gesagt hat, wachsende Treulosigkeit gegen die Natur zu bedeuten. Diese Herren von der Feder, Reporter höheren Stils, fliegen in wenigen Wochen um die ganze Erde. Ein Erlebnis! Das aufgegriffene Wort gewinnt seinen Glanz zurück. Sie schauen Dinge, die nie ein Mensch vor-

her sah: Die weihevolle Einsamkeit der Tundren, sie schweben unter Sternen über den Stillen Ozean, sie wechseln die Kontinente gleichsam mit dem Mahlzeiten. Die Fahrt war gewagt. Man hätte erwarten können, daß alles dies die Kruste dieser Feuilletonistenseelen aufweichen oder gar ablösen würde. Aber die Kruste blieb. Sie sind um eine Sensation reicher geworden: mehr haben sie ihrer Armut nicht hinzuzufügen. Die Personifizie wurde nicht aufgebrochen. Das urch menschliche Staunen über das Wunder dieser Welt ergriff sie nicht. Der eine Zeitungsmann faselt freilich einmal von der „Größe des Augenblicks“, aber er nennt sie „teuflisch“. Das ist die unerschütterliche Bläßertheit dieser Ababes; selbst der Weltuntergang würde von ihnen in seinen einzelnen Phasen an die

Reaktion gefunkt werden und im Himmel angelkommen, würden sie seine prominenteren Bewohner um Interviews bitten. Kein Gedanke daran, daß die Lustreise mißlingen könnte. Denn „auf dem Aluminiumgestänge der Führergondel sah ich zwischen den Ketten die Talsmane der Besatzung: einen ausgestopften Hund, einen sonderbar aufgeblasenen Gummivogel, „der in der Silhouette stolz durch die Nacht marschierte . . .“ Der Schöpfer der Herrlichkeiten aller, „erste Beweges“, der schließlich auch die Motoren des Zeppelins antreibt, der Altwater, dessen Hand schließlich auch das Höhensteuer führt und der die Orlane lenkt, damit das Schiff am Bodensee seinen Hangar wieder erreichen konnte: Gott also existiert für die Herren einfach nicht. Sie haben ihn weder zu bitten, noch ihm für etwas zu danken. Dafür blicken sie andächtig zu einem ausgestopften Hunde auf. Halten wir diese schauerliche Groteske fest: Im Jahre des Herrn 1929 umfliegen abendländische Menschen zum erstenmal diesen Planeten, in 21 Tagen. Und es ist nur eine „Leistung“, ein „Rekord“ und Stoff zu einem Feuilleton. Oder sollten die Pressemenschen sich bloß geniert haben, sollte diesem System von Mittelbarkeiten, mit dem uns die Zivilisation von allen Erlebnissen absperrt, in ihren Herzen doch ein wenig erschüttert worden sein?

**Der Geruch der Großstädte.** Ein Blinder, der eine Reise um die Welt machen würde, könnte erstaunliche Mitteilungen über die verschiedenen Gerüche machen, die er in den einzelnen Städten der Welt gefunden. Er würde als ganz selbstverständlich feststellen, was der Gehende nur dunkel ahnt: daß nämlich jede Stadt ihren eigenen besonderen Geruch hat. Er würde mit seiner Nase London deutlich von Berlin, und Paris von Rom unterscheiden können. Die nähere Bezeichnung dieser spezifischen Stadtgerüche ist freilich recht schwierig. Man kann viel eher sagen: Berlin riecht ganz anders als Rom, als daß man nun genau anzugeben vermag, worin dieser Unterschied besteht. Ein Weltreisender hat sich kürzlich mit dem Geruch der Großstädte näher beschäftigt und teilt seine Beobachtungen mit. Danach hat Paris einen Geruch, der aus Kasse, warmem Brot und Parfüm gemischt ist. Sofort, wenn der Reisende auf der Gare du Nord ankommt, steigt ihm diese eigentümliche Geruchsmischung in die Nase. London soll nach Petroleum und Kohlendunst riechen, aber der Geruch ist nicht so feststehend wie der von Paris, sondern es wirken noch manche

„Untergerüche“ mit, die den charakteristischen Londoner Geruch bestimmen. Das „Aroma“ von Paris hat nach den Angaben dieses Kanners eine nervenstärkende erfrischende Wirkung, die viel zu dem freundlichen und belebenden Eindruck der „Sonnenstadt“ beiträgt. Das Londoner Aroma ist lange nicht so angehn. Berlin riecht nach diesen Feststellungen nach einem Gemisch von „Petroleum, altem Leder und schlechtgepflegten Pferden“. Der Geruch von Rotterdam wird als der von starkem Kaffee und stehendem Wasser beschrieben. Kairo soll nach schwitzenden Eseln und Kamelen riechen. Je mehr man in Europa nach dem Süden kommt, desto schwieriger ist es, den spezifischen Geruch einer Stadt festzustellen, denn schon in Italien herrscht vielfach eine große Sinfonie von scharfen Gerüchen, die den charakteristischen Duft übertäuben. Aber auch in Rom spielt der Kaffeegeruch eine wichtige Rolle. Im Orient wird man von immer heftigeren Angriffen auf die Nase heimgesucht, so daß der „Geruch“ einer Stadt in einen Gestank übergeht, der nicht mehr für den einzelnen Ort, sondern für ein ganzes Land bezeichnend ist.

80 Waggons Fahrkarten braucht die Reichsbahn in einem Jahr. — „Bitte, eine Fahrkarte nach X!“ sagt man am Bahnhofsschalter und geht gleichgültig weiter. Wer hat schon einmal daran gedacht, wie oft diese Worte am Tage, in der Woche, im Jahre an den Eisenbahnfahrkartenhaltern in Deutschland ausgesprochen werden, wieviele Fahrkarten im Laufe eines Jahres zum Verkauf kommen? Nach der Statistik der Reichsbahn werden im Jahr rund eine Milliarde Fahrkarten verlaufen. In Papier bzw. Pappe umgerechnet, ergibt das die stattliche Zahl von 80 Eisenbahnwagen zu je 15 Tonnen, denn diese eine Milliarde Fahrkarten wiegen ca. 24 000 Ztr. Die heute übliche Pappe-Fahrkarte, wurde nach 1840 an Stelle des bis dahin üblichen Zettelfahrscheines eingeführt. 17 Druckereien decken den Kartenbedarf. Neuerdings werden in den Fahrkartenausgaben der größeren Bahnhöfe und in Reisebüros die Karten vor den Augen des Publikums sofort gedruckt, wenn sie vom Reisenden verlangt werden. Bis jetzt hat die Reichsbahn bereits 1650 Schalterdruckmaschinen in Betrieb. Ihre Zahl wird ständig vermehrt, weil die Maschinen gleichzeitig die verkaufen Fahrkarten nach Menge und Preis registrieren und so die Abrechnungsarbeiten des Schalterpersonals bedeutend erleichtern.

# Bereichsmemnicht

---

 Illustrierte Zeitschrift der  Mariannhiller Mission

---

Nummer 4

April 1930

48. Jahrgang

---

## Ostern!

Als sich auf meine glatte Stirne  
Noch nicht des Lebens Schatten wagten,  
Als sich im heißen Knabenkopfe  
So lustig tausend Wünsche jagten:

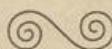
War mir die liebste Zeit von allen  
Das Kinderfest, der Weihnachtstag,  
Wenn in des Christbaums goldnem  
Schimmer  
Erfüllt so manch Verlangen lag.

Doch da den Mann das ernste Leben  
Mit fester Faust zur Arbeit zwingt,  
Da ich das große Lied hör' singen  
Des' Endreim: „Schaffen, Schaffen!“  
Klingt:

Ist mir die liebste Zeit von allen  
Der frühlingsfrohe Ostertag;  
Er macht mir weich das rauhe Leben,  
Er macht mir süß die harte Plag;

Er ruft mir zu, daß ich im Sturme  
Der herben Zeit nicht untergeh';  
Er sagt mir laut, daß ich, gestorben,  
Mit meinem Heiland aufersteh'.

P. Hippolytus Böhnen, OFM.



## Rabboni – Meister

Von Schwester M. Abellina, OSF.

Still folgten wir in vergangenen Märztagen den Spuren Maria Magdalena. Wir sahen sie im Hause des Simon den Herrn salben, suchten ihn mit ihr in den Straßen Jerusalems, begleiteten ihn auf seinem schmerzlichen Gange nach Golgotha. Wir knieten erschüttert mit Magdalena am Fuße des Kreuzes, gaben ihm das letzte Geleite zur stillen Grabeskammer und verstanden ihr blutend Weh am versiegelten Grabe. Es wird uns nicht schwer werden ihr weiter zu folgen.

Der Sabbath nahte. Magdalena mußte die teure Stätte verlassen. Gewaltsam riß sie sich wohl als Letzte los von dem heiligen Orte. Ihre Seele weinte in stummem Weh, da sie den blutgezeichneten Weg zur Stadt beschritt. Schattenhaft wankte sie durch die Straßen Jerusalems. Es folgte die dunkelste Nacht ihres Lebens, eine lange, bange, sternenlose Nacht mit tiefer, tiefer Qual und brennender Sehnsucht. Magdalena wachte, wachte bis in den hellen Morgen hinein. Stunde um Stunde verrann. Endlich raffte sie sich auf. Doch wohin soll sie sich wenden? Zum Grabe konnte sie nicht, es war ja Sabbath. Und sonst? Ach, die ganze Welt war ihr zur einsamen Fremde geworden. Nur nicht zu Menschen kommen jetzt, oder nur zu Menschen, die gleiches Leid tragen. Da zuckt es ihr plötzlich durch den Sinn: Wo mag Maria, des Meisters Mutter sein? Bei Johannes? Bei Veronika? Zu ihnen will sie gehen, dort wird sie Verstehen finden. Und schon findet sie sich auf offener Straße. Doch sie sieht nicht den forschenden Blick der Vorübergehenden, bemerkt nicht der Morgensonne hellen Schein. Dort steht es schon, das stille Haus der Veronika. Rasch hinein, weg von der Straße. Und oben im trauerstillen Saal öffnete man ihr die Türe, Maria und Johannes weilten schon hier. Ein still-verstehend, wortloses Grüßen. Nur ein Gedanke hielt alle in heiligem Banne: Der Meister! Und dann . . . Veronika entnahm schweigend einem kostbaren Behälter das Schweiftuch, das sie dem Heiland auf seinem blutigen Gange in mitleidvoller, dienender Liebe gereicht, in das er sein heiligstes Antlitz drückte. In heiliger Ehrfurcht entfaltet sie es vor den schmerzvollen Blicken der tiefergeschütterten Zuschauer, wie es uns Janssens in seinem wundervollen Bilde „Charsamstag“ zeigt. Maria, die Mutter Jesu, breitet schmerzlich die Arme aus, unsagbares Leid spricht aus ihren Blicken, klagt aus ihrer Haltung. Mater dolorosa! . . . Und Magdalena! Ein Blick auf das leidgezeichnete, blutbedeckte Antlitz ihres Meisters warf sie nieder, wie vernichtet nieder in den Staub. Da liegt sie als einziger verkörperter Schmerz. Durch ihre leidgebeugte Seele, da wogt ein Meer von Weh und Liebe, da zittert Ehrfurcht und stammelt Unbetung. O heilige, trauer gefüllte Charsamstagsstunden! . . .

Der große Sabbath war vorüber. Raum konnte Maria Magdalena den grauenden Morgen erwarten. Schon vor Sonnenaufgang eilte sie hinaus aus den engen Mauern der Stadt. Liebe, Sehnsucht beflügelten ihre Schritte. Suchend gehen ihre Blicke in die Ferne nach dem Orte, der ihre Liebtestes barg, nach dem Garten mit dem Felsengrab. Bald hatte sie die Stätte erreicht, an der sie vor zwei Tagen blutenden Herzens Abschied genommen.

Was begehrte sie nun? O, nur an des Toten Seite sitzen, ihm wieder mit kostbarer Salbe die Füße zu salben. Sie beugte sich vor, wollte hinein in die Grabeskammer. Da erblickte sie leuchtend weiße Engel zu Häupten und zu Füßen an dem Orte, wohin sie den Herrn gelegt. „Weib, was weinest du?“ fragten die Lichtgestalten. Doch Magdalens tränentrübe Augen wunderten sich nicht über die Engelerscheinung. Nur eines wußte sie mit schmerzerstickter Stimme zu klagen: „Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wohin sie ihn gelegt haben.“ „Ihren Herrn“, ach er ist ihr einziger Denken. Und für selbstverständlich hält sie, daß jedermann wissen muß, wen sie meint.

Da ein Geräusch! Raum hebt sie die müden Augenlider. Es wird der Gärtner sein, denkt sie und flehend kommt es von den Lippen:

„Herr, wenn du ihn weggenommen hast, dann sage mir doch, wohin du ihn gelegt hast!“

Da durch den heilig-geistigen Morgen klingt ein einzig Wort, so suchend und mild, so lieb und traut, so seelenbezeugend: „Maria!“ Da fließt ein selig Beben durch Maria Magdalens erkennende Seele und läßt sie weit, weit die Arme breiten und mit dem glücktiefen Jubelruf: „Rabboni! Mein Meister!“ ihm zu Füßen stürzen. Ein Meer von Seligkeit flutet und wogt in ihr. Sie möchte den Heiland liebezitternd umfangen, ihn, all ihrer Sehnsucht Inbegriff und möchte ihn nimmer, nimmer lassen in alle Ewigkeit . . .

Maria Magdalena! Dir war nach Karfreitagsqual und dunkler Charsamstagnacht helles Österlicht, weil deine Liebe dein Leid an Tiefe und Größe weit überragte. Noch standen dir die Tränen in den Augen, schlug dir das Herz hoch in suchender Sehnsucht und schon stand der Helfer und Troster in greifbarer Nähe um deiner treuen Liebe ihren überreichen Lohn zu spenden. Du brauchtest dich nur wenden, nur die Augen heben.

Ergeht es uns nicht oft wie Magdalena? Schmerz hält unsere Sinne gefangen, Trostlosigkeit unser Herz. Mit tränenumflorten Augen starren wir zur Erde, suchen mit zitternder Unruhe Gräber . . . Suchen wir aber mit der Liebe einer Magdalena, dann werden wir wie sie erfahren, daß im tiefsten Leid uns Gott am nächsten, daß er, „der Helfer Gott“, nur wartet, bis wir den tränenseuchten Blick gläubig aufwärts wenden. Dann werden auch wir seine klare, traute Stimme hören, ein lichtvoll Wort wird überwältigend und tröstend zugleich in unsere Seele



Bauernmädchen aus dem badischen Frankenlande betet am Wegkreuz

fallen und alles Bangen bannen, alle Sehnsucht stillen. Und wir werden glückbeend mit Magdalena auf die Knie sinken und mit ihr, während sich die Tränen der Trauer in Freudentränen wandeln, eatzücht rufen: „Rabboni! Meister! Auferstehungsfreude, jubelnder Dank, hingebende Liebe, goldlautere Treue, gläubiges Vertrauen muß in diesem einzigen Worte zusammenklingen.

---

## Carthago, der Schauplatz des Eucharist. Kongresses, einst und jetzt.

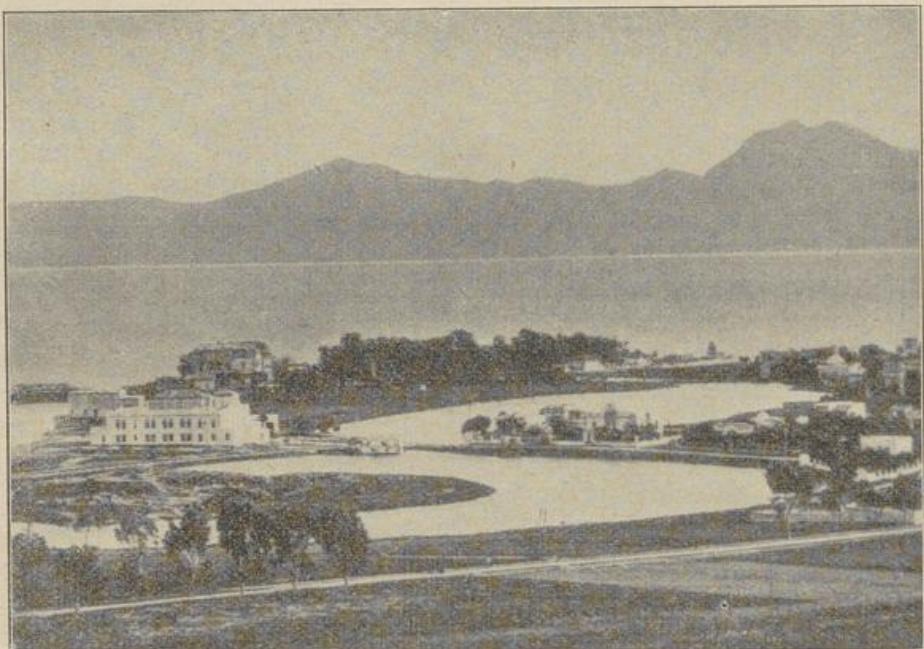
Von P. Dr. M. Hallfell, SMA., Trier

3 u Anfang des kommenden Maimonats findet auf dem historisch denkwürdigen Boden des alten Carthago die Feier des eucharistischen Weltkongresses statt. Was der eucharistische Kongreß für die Menschheit bedeutet, ist aus dem Wesen des allerheiligsten Altarssakramentes ersichtlich, in dem Christus, unser Herr und Meister, wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig ist: die Christenheit, die Menschheit huldigt ihrem Haupte und Erlöser. Diese welterfassende Huldigung, die im Namen der hl. Kirche geleistet wird, ist in besonderer Weise ein Ausdruck für die Sieghaftigkeit aller katholischen Frömmigkeit, und dies in zweifacher Weise: Christi Sieg über die Feinde der Gotteskindschaft, und der Menschen Sieg über Misstrauen und Unglauben. Dieser zweite Sieg ist noch nicht vollständig; das müssen wir mit unserem hl. Vater in seiner Missionenzyklica beschämt und mit übernatürlicher Trauer zugestehen. Aber weil uns der heilige Glaube sagt, daß Christus für alle Menschen ausnahmlos gestorben ist und gelitten hat, für alle in den Himmel aufgefahren und den ewigen Thron zur Rechten des Vaters eingenommen hat, so deuten wir die Sieghaftigkeit in richtigem Sinne, wenn wir dem göttlichen Herzen die Gesonnenheit zuerkennen, alle an sich zu ziehen, und auf diese Gesonnenheit in keiner Weise und in keinem Punkte verzichten wollen. In der Tat: Christus ist König über alle Kreatur, oder, mit einem Worte: jeder eucharistische Weltkongreß hat nach der heutigen Lage der Menschheit Missionscharakter. Dieser Missionscharakter wird auf dem demnächstigen Kongreß in Carthago in besonderer Weise zum Ausdruck kommen. Ist doch Carthago trotz seiner glorreichen christlichen Vergangenheit heute eine Stätte inmitten der Ungläubigen, der Mohammedaner, eben erst wieder mit dem Edelreis christlich-katholischen Lebens bepflanzt. Um die Missionsbedeutung schlechthin, so wie sie jedem eucharistischen Kongreß eignet, in diesem Einzelfalle genauer zu durchblicken, ist eine kurze Vergegenwärtigung der Geschichte des Carthagischen Bodens sehr dienlich. All-

hiedurch geben wir der Anregung nach und betreten das Reich der Vergangenheit, um an ihr die Gegenwart zu messen.

### 1. Die äußere Geschichte Carthagos

a) Die Zeit des Bestandes. Ungefähr in der Mitte der Mittelmeerlinie des afrikanischen Dreiecks, hart am Strande liegt der Hügel Byrsa, an dessen Hängen sich das Leben des alten Carthago abspielte. Die Anfänge der Stadt lagen, wie in einer Fachschrift gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts von Kardinal Lavigerie nachgewiesen wurde, nicht auf dem Hügel selbst, sondern am Meeresstrande.



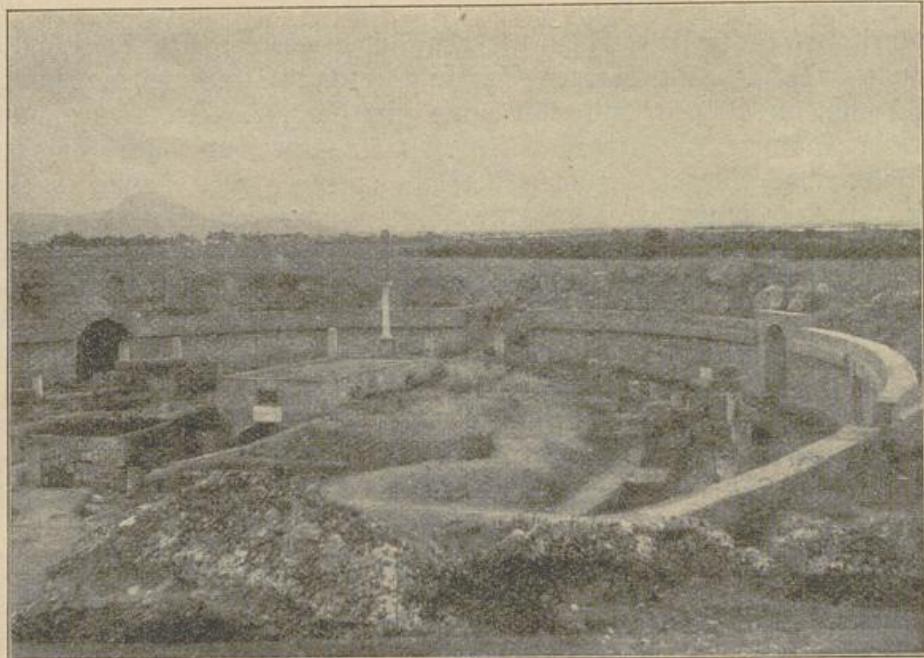
Carthago-Salambo. Im Hintergrund die bergum säumte Bucht von Tunis.  
Im Vordergrund der alte Kriegs- und Handelshafen der alten Phönizier.

Dort hatten schon im grauen Altertum thyo-phönizische Kaufleute eine Faktorei angelegt. Als Gründer bezeichnen die Griechen Zorus oder Carchedo, wogegen die lateinischen Schriftsteller die Königstochter Dido oder Elissa angeben. Das Unternehmen hatte im Sinne der Seefahrer des Morgenlandes durchaus nicht den koloniellen Charakter, wie er heutzutage, oder auch sonstwie im Laufe der Geschichte mit derartigen Unternehmungen auftritt, sondern diente zunächst rein kaufmännischen Interessen. Die Schiffe, die nach Spanien oder noch darüber hinausfuhren, konnten hier an dieser äußerst günstigen Stelle mit einem sozus. naturgeschaffenen Hafengelände bequem anlegen, Waren absetzen oder Vorräte aufnehmen. Schnell entwickelte sich aus der Anlage eine Stadt;

die thrischen Ansiedler wuchsen vor den Augen der einheimischen Volksstämme rasch zu überlegener Stellung empor. Streitigkeiten konnten dabei nicht ausbleiben, und man baute zum Schutze gegen Überraschungen der Stämme, die landeinwärts wohnten, den Byrsahügel zu einer Notburg aus. Wie die heutigen Ausgrabungen ergaben, diente es vor dem als Begräbnisplatz. Unter der Leitung eines sog. Senates erstanden immer mehr und mehr großartige Bauten und Paläste. Handel und Gewerbe blühten mächtig empor. Aus dem Orient und von den griechischen Inseln kamen Schiffe in großer Zahl, und nicht zuletzt aus Sizilien und Spanien. Die Stadt konnte eigene Heere nach Spanien schicken, um ihre Handelsinteressen in den in Frage stehenden Ländern mit allerstärkstem Nachdruck zu vertreten. Da sie war so gestellt, daß sie Unwirtschaft auf die ganze Mittelmeerrherrschaft machen konnte. Noch bevor Rom in Italien Herrschaftsrechte besaß, kreuzten karthagische Schiffe in allen Gewässern. Mit dem Reichtum und der Macht wuchs auch die Einwohnerzahl; vor den sog. punischen Kriegen zählte man bis 700 000 Bürger. Es kam zum Kampf mit der aufstrebenden Tiberstadt. Der Verlauf ist bekannt. In dreimaligen, furchtbaren Kriegen lief das große Ringen ab. Zwietracht und Verrat gab Carthago in die Hand der Römer. Wie gewöhnlich im Altertum, endete auch dieser Streit mit der vollständigeren Vernichtung der Besiegten. Scipio, der große römische Feldherr, führte im Jahre 146 v. Chr. die Forderung des alten Senators Cato aus: ceterum censeo, Carthaginem esse delendam. Jedoch landete schon nach 22 Jahren der Römer Grachus in dem weltberühmten, schiffssleeren Hafen, um mit römischen Kolonisten auf dem Schutte Charthagos eine neue Stadt zu erbauen.

Schneller als zuvor blühte die Stadt auf. Zu Beginn der römischen Kaiserzeit barg Carthago den ganzen Stab der Verwaltungsbeamten der Provinz Afrika, und war insbesondere der Sitz des Prokonsuls. Bäder und Amphitheater, sowie sonstige öffentliche Gebäude wurden errichtet, sodaß die Stadt Carthago in Wahrheit als Kulturzentrum Afrikas angesprochen werden konnte. Der Name hatte wieder vollen Klang, und wohl schon sehr früh fäzte auch das Christentum hier Wurzel, wie wir später noch näher sehen werden. Keine Stadt in Afrika hatte solche Bedeutung wie Carthago.

Zur Zeit der großen europäisch-asiatischen Völkerwanderung, im Jahre 429, setzten die Vandale über die Meerenge von Gibraltar. Rauchende Trümmerhaufen kennzeichneten den Weg, den sie nahmen, und in der Nacht, in der Augustinus, Afrikas größter Bischof, starb, wurde die Metropole afrikanischen Lebens eingenommen. Alsbald kamen die großen Abstände, die zwischen den Einheimischen und den Eroberern bestehen blieben, in einer großen Christenverfolgung zum Ausdruck. Genserich wollte den Nerv der Volkskraft treffen, die ihm widerstand, und er hatte wohl richtig bemessen, aber der tödliche Schlag wurde



Carthago: Amphitheater, wo der eucharistische Kongreß tagen wird

von Ostrom abgelenkt. Unter Führung des berühmten Belisar erschienen die kaiserlichen Truppen im Hafen Carthagos. Die Herrschaft der Vandale wurde gebrochen und das afrikanische Leben auf neue Blüte hingeordnet. Die Lebenskraft des Christentums zeigte sich denn auch wieder in herrlichen Früchten. Doch brachte die islamitische Bewegung anderes.

Zu Beginn des 8. Jahrhunderts war das nordafrikanische Land der eigentliche Schauplatz der Religionskriege der Araber geworden. Im Jahre 706 kamen die fanatischen Horden bis vor Carthago. Der Feldherr des Kalifen Abdül Malek Ben Merwan nahm die Stadt ein, plünderte die Paläste und Kaufhäuser und zerstörte alles Mauerwerk des Festung und des Hafengeländes. Auch hier könnte man wie oftmals das Wort prägen: Wo des Türkens Fuß gestanden, wächst kein Gras mehr. So gründlich war Carthago noch nie zerstört worden; und in der Tat. Die Verödung der denkwürdigen Stätte dauerte bis in unsere Zeit herein. Dieser ganze Zeitabschnitt wird treffend äußerlich charakterisiert mit dem Ausdruck: Zeit der Ausgrabungen, und dieser Abschnitt ist, wenigstens die jüngsten Ergebnisse und deren Auffassung von hervorragender Bedeutung geworden gerade für die demgemäße Feier, die dort stattfindet.

b) Die Zeit der Ausgrabungen. Schon bald nach der endgültigen Zerstörung Karthagos — so berichtet der arabische Geschichtsschreiber Edrisi im 13. Jahrhundert — begannen die Araber in den ge-

waltigen Trümmerhaufen der alten Stadt nach Schätzen und Kunstwerken zu suchen. Für die abendländische Welt war der carthagische Name ohne Gegenwartsbedeutung, bis 1270 der französische König Ludwig IX., der Heilige, an das Seeräuberstädtchen kam. Mit seinen kühnen Kreuzrittern lieferte er dem Kalifen eine gewaltige Schlacht, erlag aber der Pest inmitten der grauig-traurigen Trümmer Carthagos. Durch lange Jahrhunderte dienten dann die „gewaltigen Reste einstiger Größe“ als Steinbruch für viele Städte des Mittelmeeres. Genua, Triest, Venedig, Algier, Konstantinopel besitzen eine Reihe architektonischer und plastischer Kunstwerke Carthagos. Tunis, dessen Name bereits in punischer Zeit genannt wurde, und La Marsa sind größtenteils aus den Resten der afrikanischen Metropole erbaut. Nach seinem siegreichen Feldzuge in Tunesien lud auch Karl V. seine Schiffe voll mit Marmorsäulen und gemeißelten Steinen, die man damals noch in großer Zahl an der Küste vorsand. Nicht zuletzt boten die Mauerreste ihre schön behauenen Steine für die kleinen Häuser der Dörfer, die im Laufe der Zeit in der näheren Umgegend erstanden.

Erst mit dem 19. Jahrhundert begannen die eigentlich wissenschaftlichen Forschungen, und zwar zunächst in bescheidenem Maße. 1805 entwarf der katholische Missionar P. Caroni einen ziemlich genauen Plan der alten Stadt, der von dem dänischen Generalkonsul Falb 1833 noch verbessert wurde. Der holländische Major Humbert machte die erste Sammlung archäologisch-interessanter Gegenstände, die in dem Museum zu Leyden ihren Platz gefunden. Seine Arbeit haben in den folgenden



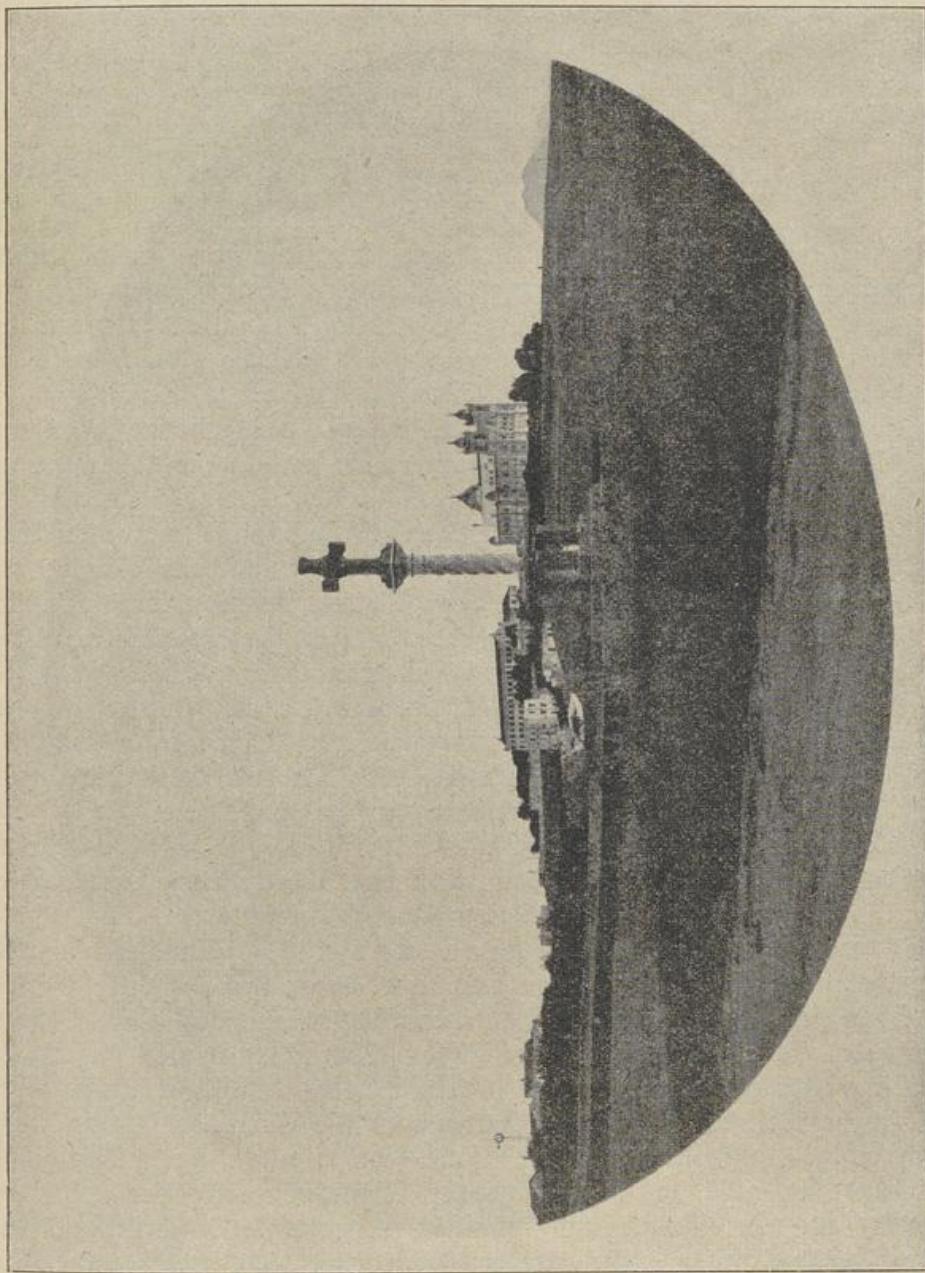
Carthago: Amphitheater  
Inneres der Kapelle der hl. Perpetua und Felicitas

Jahren verschiedene englische, deutsche und namentlich französische Gelehrte fortgesetzt, bis vor etwa 50 Jahren die „Weißen Väter“ dort, wo seit langem eine Votivkapelle den Sterbeort des Königs Ludwig IX. von Frankreich bezeichnete, eine Niederlassung gründeten, um die Ausgrabungen und Forschungen mit Eifer und System zu betreiben und das kostbare Erinnerungsgut namentlich der christlichen Vergangenheit Carthagos für ihren Missionskreuzzug gegen die heidnischen und mohammedanischen Mächte Afrika flüssig und wirksam zu machen. Betrachten wir daher in Kürze, was an Hand der wertvollen Ausgrabungen, die von dem wohlbekannten Gelehrten P. Delattre geleitet wurden, über den religiösen Charakter Carthagos und sonach über die kirchengeschichtliche Bedeutung desselben gesagt werden kann.

## 2. Der religiöse Charakter des alten Carthago

Keine der großen Städte des Altertums ist so oft und so gründlich zerstört worden, keine hat auf der Erdoberfläche so wenige Denkmäler, nicht nur ihrer Leute, ihrer Kunst und ihres Eigencharakters, sondern sogar ihres Daseins überhaupt hinterlassen wie die altehrwürdige Metropole Afrikas. Gigantische Mauerreste, wenn nicht ganze Tempel und größere Bauten bezeichnen die Stätten, wo ein Troja, Babylon, Athen und das Rom der Vorzeit standen, — von Carthago sah man kaum mehr eine Spur. Allein, wenn auch der brühwarme Fanatismus der Mohammedaner, die Schadenfreude und Bequemlichkeit der Küstestädte des Mittelmeeres alles raubte oder dem Erdboden gleich machte, was an die vormalige Pracht und Blüte hätte erinnern können, so haben der Hass des Römers, der Vandalismus und auch der Fanatismus der Moslem doch die Gräber nicht erreicht oder vielleicht auch wissentlich nicht berührt. An die Römer hatte der karthagische Senat ausdrücklich die Bitte um Schonung gerichtet, die das ehrfurchtige Gefühl für den im Kampfe fürs Vaterland Gefallenen bei jenen selbst wohl stark befürwortet; den Vandalen und Arabern waren die Gebeine der Toten, die 7 bis 8 Meter unter der Erde lagen, nicht mehr im Wege. Diese punische Gräber, die einzigen Monuments der alten punischen Stadt, bieten uns vollkommene Anhaltspunkte für die Auflklärung über religiöse, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse bei den Carthagern.

Das religiöse Bewußtsein bildet wie beim einzelnen Menschen, so bei einem ganzen Volke den innersten charakteristischen Faktor. Man hat Völker gekannt, die nicht handeln oder keinen Ueberbau treiben, aber keines ohne Religion. Die Religion der Carthager war die des Heidentums überhaupt, Götzendienst. Wohl kann das geübte Auge in der Vielheit ihrer Götter deutlich den ursprünglichen Glauben an einen Gott erkennen — die oft wiederkehrenden gleichen Gottesgestalten auf irdenen Lampen, Marmorstücken oder plastische Formen weisen darauf hin — doch der Punier selbst wußte und ahnte dies nicht, und je mehr er sich



Carthago: Im Vordergrund das Kreuz im Amphitheater.  
Im Hintergrund die Kathedrale von Carthago auf dem Byrsa-Hügel.  
Grabstätte des Kardinals Lavigerie

in dem Fortschritt der Zeit von den Anfängen seines Volkes und Staates entfernte, um so mehr glaubte er an die Weisheit göttlicher Wesen oder — glaubte gar nichts mehr. Obschon die Carthager einen entschieden orientalischen Charakter an sich trugen, war bei ihnen doch die Religion nicht so die Hauptache, wie dies beim Orientalen gemeinhin der Fall ist. Dem Römer waren die Götter die ehrwürdigste, heiligste Autorität, dem Griechen waren sie heldenhafte, ideale Gestalten, die er gern in seinen Gedichten besang; dem Carthager sind sie eher in geschäftlichen, häuslichen und sonstigen Sorgen und Angsten Helfer gewesen, späterhin gar nur Modeartikel. Der positive Charakter des alten Römers, der ein Ackerbauer war, und der ideale Sinn des Griechen, brachten es mit sich, daß wenigstens zu besseren Zeiten sowohl in Italien als auch in Griechenland die Religion blühte und durch sie die bürgerlichen und militärischen Tugenden. Der Carthager war durch seine Herkunft und seine günstige Lage am Gestade des befahrenen Meeressteiles, vielleicht auch durch die der Landarbeit weniger zuträglichen klimatischen Verhältnissen mehr auf den Handel angewiesen. Er handelte mit vielerlei Waren vom Orient bis an die Küste Spaniens und die atlantischen Gestade. In dem sehr beweglichen Leben solcher Händler, die beständig, daheim und auf Reisen, mit Leuten aus aller Herren Länder in aufregendem Verkehr stehen, kann das religiös-sittliche Bewußtsein nur schwerlich erstarken und noch schwerer in einer guten Lebensführung sich nach außen offenbaren. Die fides punica, die Zuverlässigkeit etwa, oder auch der Götterglaube und Göttertreue war bei den Römern, wohl nicht ohne eine tatsächliche, allgemein bekannte Grundlage sehr übel beleumundet; ja Livius behauptet, doch wohl mit Übertreibung, dem größten Punier, Hannibal, habe die Religion gänzlich gefehlt.

a) Das punische Ausgrabungsziel. Manches indessen konnte von den Weißen Vätern aus dem Boden der ehemaligen Stadt zu Tage gefördert werden, was auf den Götterdienst des alten Puniers hindeutet. Die meisten Funde religiösen Charakters deuten freilich auf römische oder christliche Zeit hin — ein Beweis, daß Römer und Christen mehr Religionsbetätigung hatten, als die Carthager, — so treten doch einige Inschriften und vor allem sehr manigfaltige religiöse Gegenstände in nicht zu unterschätzender Weise für religiösen Sinn der Punier ein. Die längste und inhaltlich bedeutendste Inschrift aus dem alten Carthago fand P. Delattre am 4. Februar 1899 in der großen Totenstadt beim heutigen Dorfe Bordj Djedid. Sie ist ein Teil einer größeren Marmorplatte, ungefähr  $18 \times 20$  cm groß, die kleinen Buchstaben gehören der Keilschrift an. Sie stammt aus dem 5. oder 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, also aus der höchsten Blütezeit Carthagos. Ihr Inhalt besagt, daß das karthagische Volk zwei neue Tempel erbaute, einen der Göttin Astarte, und einen anderen der Tanit. Als Unterschrift steht neben dem Namen der Seffeten und des Stab, der höchsten

weltlichen Würdenträgern Karthagos, auch derjenige des Oberpriesters, der selbst als Sohn eines Oberpriesters gekennzeichnet ist. Das Hauptmoment aber für die Beurteilung der religiösen Anschauungen der Vunier bietet der reiche Gräberfund auf Byrsa und des angrenzenden Geländes. Der Belehrungsort einer an die 2 Jahrtausende alten Grabstätte ist für alle, die der Eröffnung beiwohnen, sehr groß. So wurden denn auch die ersten Funde mit besonderer Sorgfalt behandelt und geprüft.

(Schluß folgt.)

## Die Zeder auf Schloß Magdala

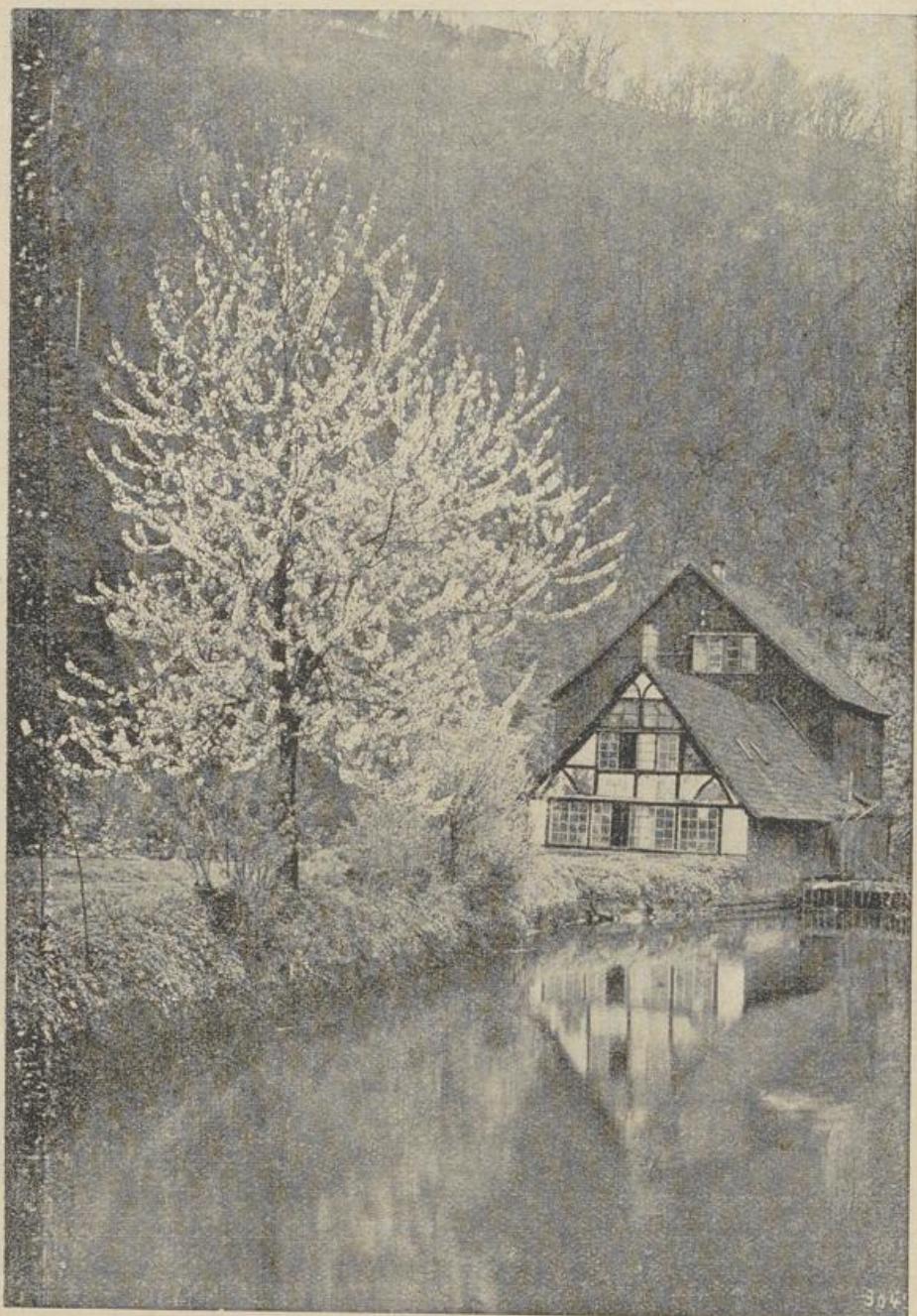
Von Anna Richli

Sie hatte den Befehl erteilt, den Garten zu plündern. — Einer ihrer plötzlichen Befehle — die das Oberste zu unterst lehren und die Dienerschaft in atemloser Tätigkeit erhalten, eines ihrer knappen Worte, die aus der Leidenschaftlichkeit ihres starken Fühlens geboren — keinen Widerstand zuließen.

Sie stand vor dem weißen Portal ihrer Villa in der Glut des Mittags und sah auf die Verheerung vor ihr, heraufbeschworen durch ihren Willen: „Alles pflückt und rodet aus, was ich liebte und streut es auf die Straße als ein Teppich seines Füßen.“ —

Daß der Hausmeister aber ihres Lieblingsbaumes nicht geschont, der Ceder, das hatte sie nicht vorbedacht. Nüchtern und sündig gähnte ihr die Anhöhe entgegen, wo der schattenspendende Baum gethroni. Nun lag er am Fuße des Hügels, an der Landstraße, seiner Äste beraubt, ein fahler Baumstrunk, in dessen weitausuholendem Schatten sie einst aus des Lebensglücks Bronnen getrunken. Was kümmert es sie, daß der Garten wie ein glatt rasiertes Feld, keine Feuerblumen mehr den Teich einrahmen, die bunte Blumenflut draußen im Staub der Straße zertreten liegt. Seinen Fuß hatten sie gestreift, gefühlt, geführt in ihrem Sterben. O wonnevolles Dahingehen, o seliges Auflösen! Maria von Magdala seufzte leise lächelnd. Noch immer flutete die Lebensflamme in einem gewaltigen Feuerstrom durch das schöne Weib. Aber sie hatte Ziel und Unendlichkeit gefunden und ihrem unruhvollen Drängen war einer endlich entgegengekommen, in dem sie die Gewalt eines noch stärkeren Flammenstromes verspürte, als der ihre war.

Langsam stieg Maria von Magdala den mit Orangenbäumen eingefassten Weg empor, der zur Ruhebank führte, ob der noch gestern die stolze Ceder ihre Äste weitausladend gebreitet. Oben angekommen, setzte sie sich auf die Marmorbank und ihre Augen übersahen mit einem langen Blick das Gehege ihres Besitztumes, das weiße Säulenhaus in-



Osterfieden im Wuppertal

mitten der Cypressen, deren Graugrün von ihrem Sitz aus schwarz von der blendenden Helle des Hintergrundes abstachen.

Nachdenklich mit losen im Schoße liegenden Händen saß die Frau. Die Sonne brannte auf ihr schleierloses Haupt. Da wandte sie sich wieder dem gefällten Baume zu. Aber sie sah ihn nicht in seiner Trostlosigkeit. Ihr war es, als stehe er wieder hinter ihr in seiner prachtentfaltenden Königlichkeit, ein Symbol ihrer selbst. —

Sie auch, sie war reich und gewaltig wie dieser Baum, sie, die einst die unendliche Liebesfülle ihres Herzens hingegeben, frag- und wahllos, die aus der Weite und Größe ihres Wesens geschöpft und maßlos, verschwenderisch wie die Natur, deren Abbild sie in ihrer satten Schönheit war; für sie und ihre Liebe hatte es keine Grenzen gegeben. Keinen Säugungen hatte sie sich gebeugt und ihre Schönheit und Süße ohne Zaudern und Bedenken geschenkt, wenn ihr Herz gesprochen.

Aber was hatte sie eingetauscht, sie, die aus edlem Grunde aufgeblüht, aber dann in so wild überwuchernde Ranken geschossen? Wann war ihr je Erfüllung der großen Sehnsucht geworden? Wo die Frucht ihres unendlichen Liebessehnsuchts?

Schuld und Sünde war ihr Teil gewesen. Vielleicht von dem einen oder andern ein halb spöttisches, halb mitleidiges Lächeln, für eine, die so viel eingesetzt aus gutem Glauben an ein unendliches Glück. Offenkundig aber folgte ihr die Verachtung der Heuchler, die Verurteilung der Selbstgerechten und die stumme Trauer jener, die den steilen Weg des Aufwärtsschreitens wagen.

Da hatte er ihren Weg gefreut. In ihm hatte sie die gleiche Liebesfülle verspürt, die sie durchjubelt; den Hunger nach Menschen, den sie so gut kannte, verzehrte auch diesen Wanderer, daß er Tag und Nacht nicht Ruhe fand und seine Stimme erschallen ließ bis an die Grenzen von Judäa und weit über die zehn Stämme hinaus. Aber ihrer Schuld und der Nachtheit ihrer Seele hatte er die Macht seiner Schuldlosigkeit und ihrer rastlosen Menschensehnsucht die Größe seiner wundersamen Botschaft entgegengestellt. Da war sie vor ihm zusammengebrochen.

Auch er hatte seinen Blick getaucht in die Tiefe ihrer Selbstausgabe und die große Leidenschaft ihrer Liebe hatte auch er erkannt. Aber er berührte sie nicht und wollte nichts von ihr wie die anderen und hatte sie doch zu sich emporgehoben in Verstehen ihres tiefsten Seins. Wie hätte er sonst sprechen können:

„Ihr wird viel vergeben, weil sie viel geliebt hat. Weib, gehe im Frieden.“

Maria von Magdala wacht aus ihrem Sinnen auf. Ihre Augen aber richten sich auf die Baumleiche. Er war Zeuge gewesen, wie sie ob aller Menschenarten, ob dem Geseze des Tempels selbst gespottet durch die

Freiheit ihres Gebens. Er war auch Zeuge geworden der bitteren Stunden der Einkehr, des stürmenden Ringens ihres willfährigen, heißen Blutes wider die Feste ihrer Reue und ihres neuen Zielbewußtseins. — Sie liebte den Baum. Nun aber lag er am Rande des Hügels, ein unnützes Holz, es sei denn zur Nahrung der Feuerstelle. Sie erhob sich und schritt die Anhöhe hinunter. Drunten setzte sie sich auf den Baumstrunk. Menschenlos glotzte durch das ausgehängte Tor die Landstraße herein, die von Bethanien her kommend, nach Jerusalem führte. Im Staubmantel der Straße, wie eingewirkte, farbige Muster in graue Leinwand, lagen die zertretenen Blumen ihres Gartens — die dunkelgrünen Zweige ihrer Ceder. Noch einmal erlebte sie den Morgen mit seinem Hosianna und dem Bekenntnis des Volkes zu seinem König. Und sie sah ihn wieder, dessen Wortes Schwerthieb ihre Seele einst geackert, daß sie fähig ward, trotz aller Schuld — hinter seinem schlichten Leben die Überweltlichkeit seines Werkes zu ahnen. Er war dahergezogen in Armut und Niedrigkeit auf dem Füllen einer Eselin, der Stadt zu, deren Machtinhaber in haftten; er hatte nichts gebracht als das göttliche Erbarmen seines Mundes und im Blicke seiner Augen das Siegesbewußtsein seiner Sendung. Ihm hatten ihre Blüten geblüht, ihm waren sie gestorben, ihm zu lieb der Baum gefallen. — Maria von Magdala streicht mit der Hand über den Baum hin. Auch er war ihm gestorben. Und in seinem Schatten hatte seines Blickes göttlicher Strahl sie zum ersten Mal geblendet — in seinem Schatten — Zeuge ihrer ersten Schuld — Zeuge auch ihres ersten Erhebens. — Eine Träne rann langsam über die Wange der sinnenden Frau. Aus der leidenschaftlichen Art ihres Wesens heraus heugte sie sich tiefer zu dem Baumstrunk, umklammerte ihn sanft und weich mit den Armen, die nichts anderes gewohnt zu tun in ihrer weichen Fülle, schmiegte ihre Wange an den Baum, wie an das Antlitz eines Geliebten. — O, es ist dieses schon so lange her! Es ist ihr, als seien es schon Jahre, daß sie einsam des Einen harret, der ihr den Frieden versprochen. Leise zittert die Frau. Dann richtet sie sich auf und starrt zu Boden. Ihr ist, als sei zwischen dieser Baumleiche und ihr ein geheimnisvoller Zusammenhang, den sie nicht zu ergründen vermag. Sein Anblick drückt sie, und doch zieht er sie stetsfort in seinen Bann. Leute kommen des Weges.

Sie erhebt sich und gequält durch die Regellosigkeit des gefällten Stammes, flagt sie laut:

„Was soll nun der arme Baum?“ Sie erschrickt ob der Klarheit ihrer eigenen Stimme.

Als hätte der Wind nur auf ihre Frage gewartet, tönt es ihr entgegen aus dem Munde zweier Burschen, die des Weges kamen:

„Überlaßt uns den Baumstamm. Wir sind beim Schreiner Skaim Menesab links bei der hohen Pforte.“ —



### Ostermorgen

Sie hatten den festen Stamm schon lange gesehen und sich über das Gebaren der Frau verwundert. Sie sahen wohl, es war ein gesundes Holz, — einen guten Dienst würde es leisten, lang, fähig, die gewaltigste Last zu tragen.

Maria von Magdala sah unschlüssig auf den Baumstamm zu ihren Füßen, dann auf die rüstigen Burschen.

„Wozu wollt ihr ihn verwenden?“

„Herrin, das wissen wir nicht, aber da es gutes, schönes Holz ist, nur zu edlem Zwecke. Der Meister zahlt euch gut.“ Die Burschen, verlockt durch die gleichmäßige Dicke und die gewaltige Länge des Holzstammes, fuhren fort, auf die Frau einzudrängen, ihnen den Baumstamm zu überlassen.

Sie sagte nicht nein, nicht ja, obwohl sie sogleich entschlossen war, den Burschen das Holz zu geben. Sie beugt sich über ihn, als wollte sie ihn noch einmal umarmen. Aus ihrem Gürtel aber zieht sie einen spitzen Dolch. Es ist ihr, als sei sie selbst der Baumstrunk, der seine frühlinghafte Schöne und sein glanzvolles Leben dahingegeben — um seinetwillen — der ihr ein anderes, ein höheres dafür geschenkt, das Leben der reinen Liebe.

Tief, bis an den Griff, stözt sie den Dolch in das Holz. Sie sieht ihn vor sich, der ihr so nah und doch unendlich fern, und gräbt in das rindenlose Mark des Baumes das Siegel ihres neuen Seins: „Um Deinetwillen.“

Und als die Stunde kam, da die Erde in Wehen barst und der Himmel in Nacht sich hüllte um die Sonnenmitte des Tages, ragte ganz einsam ob Welt und Schuld, in Grauen und Verlassenheit das Kreuz, an dem der Heiland der Welt gestorben. Darunter wand sich Maria Magdalena zu Füßen des sterbenden Gottes. Und dunkler als die nachtgrauen Wölken — setzen in der mehr und mehr anschwellenden Sonnenfinsternis und körperlicher, als die zu Angst und Schrecknis versteinerten Soldaten der römischen Wache, und schärfer umgrenzt und greller beleuchtet als die Türme und Mauern der heiligen Stadt im Licht der zuckenden Blitze, drangen die Sorgen und Gedanken, die geheimsten Wünsche und Regungen ihres Lebens auf das Weib ein. Sie wuchsen vor dem Todesschmerze dessen, dem nun ihre Seele und ihr Leben gehörten ins Riesenhohe. Sie senkten sich, die in Reue stammelnde Liebe verhöhnen, auf die zitternde Seele, die auffschrie in der Erkenntnis ihrer Schuld. Das Weib brach zu Füßen des Kreuzholzes, das sie umklammert hielt, in sich zusammen. So lag es lange Zeit. Die Nacht ringsum dauerte an. Durch die schreckhafte Stille brach kein Laut. Es sei denn das Bekenntnis des römischen Hauptmanns, der auf der äußersten Rampe des Hügels stand und unverwandt auf das bleiche Antlitz starrte. Es schwebte in seiner Ruhe und Höhe wie zwischen Himmel und Erde und beugte sich über das Chaos, in dem die Natur zu versinken drohte. Wie zum Siegel des Tages ward das Wort „Wahrlich, dieser Mensch war Gottes Sohn!“

Aus der Tiefe seiner aufgerüttelten Seele stieg das Wort und loderte wie eine Fackel in das Dunkel ringsum. Da erschauderte Maria von

Magdala, zu wahrhaftiger Liebe gewandelt, ob der Gewalt dieser Wahrheit. Ihre Qual wuchs zur Verzweiflung und die Heerschau ihres Lebens trieb sie hohnlachend dem Wahnsinn zu:

„Du, du, was willst du hier, wo ein Gott Mensch geworden in Schmerz und Tod, um die Menschen göttlich zu machen? — Du Sünderin, öffentliche, von deren Taten die Strafe schreit und die Menge auf den Markt trägt? Geh heim, in dein weißes Säulenhaus, Zimbel-schläger und Posaunenbläser laß kommen, Rosen und Perlen flieht in dein goldenes Haar und lache und scherze! Hier hast du nichts zu hoffen! Laß ab von diesem törichten Beginnen! Er ist der Gott der Liebe, aber der Reinheit nicht minder, der schuldlose Gott.“

So peitscht es ein auf das Weib. Sie krümmt sich und häumt sich unter dem Schuldbewußtsein ihres Lebens. Sie ist nicht nur Maria von Magdala, die Sünderin, sie ist Allmutter der Schuld, die Lastträgerin aller Fehle, das Meer aller Verzweiflung. Sie richtet sich auf wie jene, die nichts mehr zu hoffen haben und greift in die Lust, um aus der Haltlosigkeit des Nichts in den Abgrund zu tauchen. Da zuckt wieder ein greller Blitz über Golgatha. Maria von Magdala schaudert zusammen und zieht ihre Arme aus der gespenstigen Leere zurück und umklammert von neuem den Stamm des Kreuzes. Ganz nahe beugt sie ihr Antlitz zum Kreuze. Und wieder fährt ein Blitz über Golgatha. Und in seines fahlen Lichtes Strahl entdeckt das kauernde Weib am Fußende des Kreuzes ein ihr bekanntes Zeichen. Näher zu beugt sie sich. Die feinen Hände tasten lesend darüber hin. Ihre Augen werden groß und brennend. Sie bohren sich in den Stamm des Kreuzes. Ihre Hände tasten, tasten. —

Wieder ein Blitz: Nun sieht sie klar, was dort steht, was sie vor kurzem selbst hineingegraben und so vertraut zu ihrer Seele spricht: „Um Deinetwillen.“

Maria von Magdala bricht in ein Weinen aus. Die Tränen quillen und rieseln. Sie fließen über das linienlose, schöne Antlitz und fallen zur Erde, zur fluchbeladenen Erde. Nichtdoch, die Erde ist heilig. Ein Gott hat seines eigenen Sohnes nicht geschont und ihn der Erde, der Fluch und Sünde sprossenden, geschenkt — auf daß er sie heile.

— Der Baum, der Zeuge von Sünde und der nackten Lust der Welt gewesen war nicht verworfen worden. Er war gewürdigt, die Erlösung zu tragen, die Freiheit zu bringen den Sklaven der Schuld.

O über alles gewaltig und wundersam, nicht menschlich meßbar, göttlich und grenzenlos ist die Gnade, die Sünde und Schuld zu Gefäßen formt, daraus sie die Erlösung, den Heiltrank gerade wider das Gift ihrer Schuldfrucht schöpft! —

Maria von Magdala weint nicht mehr. Ganz still, wie losgelöst von Zeit und Raum, kniet sie im Schatten der Ceder, die zum Weltenbaum geworden vor den Toren des göttlichen Reiches. Sie schmiegt

ihr Haupt an den Stamm, dort, wo ihr Dolch einst das Liebeszeichen ihres Opfers eingegraben. Die Gewalt von Nacht und Sturm ist gebrochen. Ein wunderseliger Friede strömt vom Kreuzholz aus auf die aus der Verzweiflung Emporgehobene. Sie hofft nicht mehr, sie glaubt nicht, nein, sie weiß nun: er, der sich nicht gescheut hat, am Holze zu sterben, unter dessen Schatten die Sünde gelagert, er verschmähte nicht, Schuld, schwarz wie die Nacht, in Unschuld zu wandeln, weiß wie Lilienpracht.

Im Wunsche, die Süßigkeit der Gnade wieder zu kosten und im Sehnen, den letzten Zweifel, ob ihr auch ganz verziehen, zu begraben, fasste Maria von Magdala noch einmal das Kreuzholz ab nach dem Zeichen, das sie einst in findhafter Ergebenheit selbst gegraben. Wiederum empfing sie in ihren eigenen Worten die göttliche Antwort der ewigen Liebe: „Um Deinetwillen!“

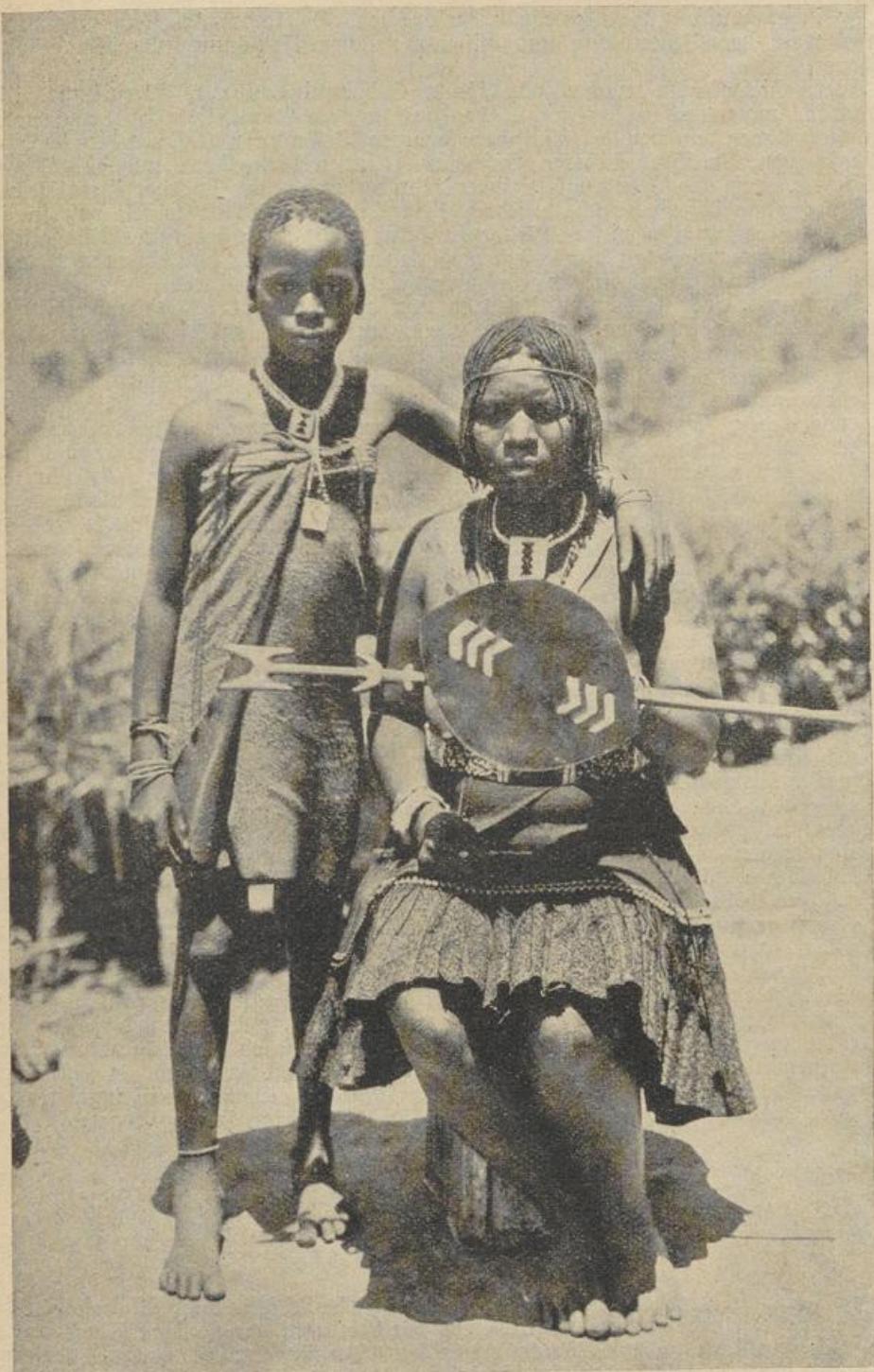
## Die afrikanischen Giftdoktoren

(Schluß)

**G**n demselben Streifzuge wurde auch ein Hund am Schenkel verwundet, doch nur leicht. Derselbe kam unter ärztliche Behandlung und genoß die beste Pflege. Außer, daß ein dünner Eiter aus der Wunde floß und der Schenkel etwas geschwollen war, fanden sich keine gefährlichen Symptome. Allein am dritten Tage hatte sich die Wunde, welche jetzt ein grauer Ring umgab, in eine dunkle, schmierige Masse verwandelt. Der Zustand des Hundes wurde nun bedenklich. Man verabschiedete den Tierarzt und ließ den Giftdoktor kommen, der mit dem Abud seiner Mütze den Hund in wenigen Tagen herstellte. Die Mützen dieser Giftdoktoren, kurz „Giftmützen“ genannt, stehen, wie nach dem Gesagten leicht erklärlich, in bedeutendem Rufe unter den Büren. Man zahlt gerne für eine Mütze, je unsauberer sie ist, desto besser, einen Ochsen. Stücke der Mütze werden dann an solche Familienglieder oder Freunde überlassen, die durch die Dürre genötigt sind, mit ihren Herden im Inlande Weide zu suchen, wo kein Giftdoktor aufzutreten ist. Man verwahrt solche Fehlen sorgfältiger, als die kostbarsten Medizinen der Apotheken.

Daß das Gifte jener Tiere ganz dieselben Wirkungen auf Tiere wie auf Menschen äußert, haben viele Fälle außer Zweifel gesetzt. Kinder, Schafe, Hunde fallen diesen giftigen Tieren häufig zum Opfer. Hunde scheinen der Gefahr zu entgehen, wenn sie von einem gewissen Gegengift fressen können; man hat nämlich bemerkt, daß sie nach solcher Verwundung gleich in das Feld rennen, die Blätter eines gewissen Strauches fauen und mit Geschwulst und Lähmung davonkommen. Der Eigentümer eines Hofs, in dessen nächster Umgebung viele giftige Schlangen sich aufhielten, hielt eine Meute Bastard-Bullenbeizer, die jede Schlange wütend angrissen und unbekümmert um Verlezung zerrissen. Die Hunde ließen nach dem ersten Angriff immer sogleich in das Feld und fraßen von den Blättern des genannten Strauches, wonach sie dann arg angequollen einen halben Tag wie tot lagen und endlich langsam wieder genasen. Später schienen sie sich um Verwundungen nicht mehr zu kümmern, noch ihre Zuflucht zu jenem vegetabilischen Gegengifte zu nehmen, noch überhaupt vom Bisse der Schlangen ferner zu leiden.

Wehe Gegenmittel jene animalischen Gifte vollkommen neutralisieren können, ist bisher beinahe nur Vermutung geblieben, da man einerseits zu wenig bereit war, auf die Erklärungen der Giftdoktoren einzugehen, andererseits aber jene von den Giftdoktoren angewandten Heilmittel unseren vorgefaßten Meinungen und



Heidnische Wahrsagerin mit ihrem Kind

europäischer Auffassung allzusehr widersprachen. So kommt es, daß nur wenige dieses Fach der Behandlung und wissenschaftlichen Forschung für wert gehalten haben.

Diese Giftdoktoren machen von ihrem Geheimnisse nur in Vergiftungsfällen Gebrauch und vermassen sich nicht, etwa auch andere Krankheiten heilen zu wollen und sind daher von den gewöhnlichen farbigen Doktoren und Zauberern wohl zu unterscheiden. In ihrer äußerer Erscheinung haben diese Leute nur das bemerkenswerte, daß die Feuchtigkeit ihrer Augen und ihr Speichel stets gelblich erscheint, ohne daß sie deshalb jedoch frank sind. Sicher ist soviel, daß sie sich nach dem Gebrauch gewisser Mittel furchtlos und gefahrlos dem Bisse giftiger Tiere aussetzen und man dürfte sich wohl einer Übereilung schuldig machen, wenn man ihr Heilversfahren einfach für Betrug ausgeben wollte.

Dah der Körper solcher Giftdoktoren von einem Etwas durchdrungen ist, das nicht allein das in einen anderen Organismus übergeführte Gift dieser Tiere neutralisieren kann, sondern auf jene Tiere dieselbe Wirkung zu äußern vermag, wie ihr eigenes Gift auf andere Körper. Spinnen sind so außerordentlich zahlreich in jenen Ländern, daß keine Stroh- oder Binsenhütte, in denen die meisten Farben noch leben, sich findet, ohne von diesen unwillkommenen Gästen bewohnt zu werden. Die Hütten der Giftdoktoren sind davon vollkommen frei. Ebenso scheinen die großen Spinnen, die sonst jeder anderen Annäherung mit schnellem Sprunge und Bisse begegnen, bei der Annäherung eines schmutzigen Lappens von der Kleidung eines Giftdoktors wie gegen eine lähmende Kraft sich zu sträuben. Läßt man den Lappen nur kurze Zeit auf diesem giftigen Tiere liegen, so werden sie befäubt und regungslos, während sie sterben, sobald der Lappen längere Zeit daraufliegt. Dieselben Resultate erhält man mit Schlangen. Mit abgeplattetem Kopfe und funkelnden Augen begegnen die Schlangen jeder Annäherung, während sie vor der seltsamen Waffe eines stinkenden Lappens in unverkennbare Angst geraten, sich krümmen und eiligt zu entfliehen suchen.

Über die Studien solcher Giftdoktoren ist nur sehr Weniges und Unzuverlässiges bekannt. Sie sollen die Schlangenwurzel in frischem Zustande gebrauchen; häufiger jedoch sollen sie ihren Körper mit dem Saft eines großen, zwiebelartigen Gewächses einreiben. Der Schleim dieses Knollens erzeugt eine rosenartige Röte auf der Haut, die jedoch bald wieder verschwindet. Innerlich sollen sie auch den ausgedrückten Saft dieser Pflanze nehmen, jedoch nur in kleinen Mengen, da größere einen Wechsel von Blödsinn und Raserei veranlassen, der schreckenerregend sein soll.

Sobald der Neophyt, dessen Gesundheit unzweifelhaft für kurze Zeit leidet, während er in die Mysterien seines Standes eingeweiht wird, für giftfest gehalten wird, muß er sich allerlei Proben unterwerfen. Man läßt ihn durch Spinnen und Skorpione, deren Gift man als minder heftig erkennt, anfänglich verwunden und geht dann nach und nach zu den giftigeren dieser Tiere über. Allen übeln Folgen wird durch die vorgenannten Gegengifte begegnet, sodaß der Neophyt keine Gefahr läuft, das Experiment mit dem Leben zu bezahlen. Immer wird jedoch dem Gifte die möglichst längste Zeit gelassen, um zu sehen, ob der Mann auch ohne das Gegenmittel durchkommt und derselbe ist dann oft in einem so hinfälligen Zustande, daß seine Wiederherstellung, die angeblich niemals mißlingt, fraglich erscheint. Nur bei dringender Gefahr wird ihm das nötige Gegengift gereicht.

## Missionspost

**G**s sind nun gerade sieben Jahre, daß der Hochwürdigste Herr Bischof Fleischer seinen Hirtenbrief über Ordens- und Priesterberuf der hiesigen Eingeborenen veröffentlichte. Die Oktobernummer des Bergmeinnicht brachte denselben bereits 1923 in deutscher Übersetzung. Wer immer dieses, für die ganze Mission hochbedeutende Hirten schreiben aufmerksam gelesen, erkannte daraus ein Frühlingswehen des zum vollen Leben erwachenden Christentums unter dem Kreuz des Südens.



Die „Klosterglöcklein“ von Assisi, Südafrika  
Das Heim der eingeborenen Schwestern

Sicher wird es viele interessieren, von Zeit zu Zeit auch einiges zu hören über die hervorschossenden Knospen und ansehenden Früchte des südlichen Frühlings, insbesondere von der kleinen St. Josephskongregation. Dieselbe ist zur Zeit allerdings noch ein gar schwaches Reis, erfreut sich aber schon der Gutheizung Roms.

Die etwa ein Jahr früher begonnene Kongregation der eingeborenen „Töchter des hl. Franziskus“ entwickelt sich über Erwarten rasch und zählt weit über fünfzig Kandidatinnen, Postulantinnen und Novizinnen. — In ihrem Kloster „Ajjisi“ an der Südküste Natal's hat sie ein vielversprechendes Heim gefunden. Während hier eine stets wachsende Zahl zum Eintritt bereit steht, entwickelt sich die Vereinigung der eingeborenen Priester- und Brüderkandidaten naturgemäß langsamer. — Die Jünglinge und Männer pflegen ja leider überall in der Welt im religiösen Verhältnis und Eifer den Frauen in weitem Abstand zu folgen. Das macht sich in der Mission doppelt bemerkbar: man kann es bei jedem Gottesdienst und katechetischen Unterricht sehen.

Besonders ist es auch die lebenslängliche Übung der Handarbeit, die unsere Jünglinge vom Eintritt in den Laienbruderstand abschreckt. Das „Süße Nichtstun“ wurzelt eben zu tief in der Gewohnheit des Volkes und das Klima des Südens vermehrt noch die Wirkung des bekannten Naturgesetzes: „Was in Ruhe ist, will in der Ruhe verharren.“ Dazu kommt das unter den Eingeborenen so häufige Phlegma und die Lethargie des Geistes in bezug auf alles, was über ihren gewöhnlichen Gedankenkreis hinausgeht. Da gehört schon viele Gnadenkraft von oben dazu, um die doppelte Trägheit gegenüber Religion und Arbeit zu überwinden und die Helden des Müjigganges in solche des religiösen Eifers und fleißiger Arbeitsamkeit zu verwandeln.

Eine andere äußerst schwere Leistung bleibt natürlich der Bruch mit dem U t s h w a l a f r u g. Im „Hause des hl. Joseph“ wird kein Bier verschenkt und kein Mitglied darf Biergelage besuchen. — Das bedeutet nun freilich ein gewaltiges, übermenschliches Opfer für die geborenen Liebhaber der Ukamba. Nicht heiraten und stets anderen gehorchen müssen, an eine feste T a g e s o r d n u n g gebunden sein und niemals Ferien genießen usw.: das alles mag allerdings den meisten ebenso schwer sein. Trotzdem haben wir fast ein Dutzend Kandidaten und Postulanten, von denen mehrere in gereiftem Alter stehen. Der älteste zählt 35 Jahre, hat sich seit 2 Jahrzehnten als musterhafter Christ und fleißiger Arbeiter bewährt. Mit der übrigen Mehrzahl verspricht er, eine gute Grundlage der ersten eingeborenen Männerkongregation Südafrikas zu bleiben.

\* \* \*

„Ethel! nun sage ich aber nichts mehr. Ich habe dir erlaubt, daß du katholisch wirst, wenn du aber nun weiter gehst und mir nur noch ein Wort von Ajjisi und vom Schwesternschleier sprichst, dann schlage ich euch alle Töpfe hier entzwei und werfe euch mit den Scherben heraus,“ damit ergriff der Mann seinen Hut und seinen Stock und stürzte hinaus und kam einen ganzen Monat nicht mehr.

Wer war denn dieser Mann und wer ist Ethel? Der Mann war der Vater der Ethel und ein andersgläubiger Eingeborener. Er wohnte in der Nähe von Durban. Ethel, seine Tochter, besuchte das nichtkatholische Lehrerinnenseminar in Innanda. Als die unehrbare Kleidermode auftrat, wurden die dort studierenden Mädchen sehr leichtsinnig und bald ließen alle mit kurzen Ärmeln und kurzen ausge schnittenen Kleidern umher. — Ethel hatte von Gott ein schamhaftes Herz als Gnaden geschenkt erhalten und es ekelten sie diese kurzen Kleider an. Sie trat aus dem Seminar aus und ging nach Mariannhill, um da ihre Studien als Lehrerin fortzusetzen und zu vollenden. Hell im Kopf und rein von Herzen bestand Ethel alle Prüfungen gut und erhielt Anstellung in einer unserer katholischen Schulen. Hier machte sie alle frommen Übungen mit, lernte die Muttergottes kennen und lieben und bald kam sie zum Missionar und hat um Unterricht in unserem Glauben und sagte, sie wäre fest entschlossen, katholisch zu werden, was auch geschah. Die Eltern gaben nach vielem Bitten und nach vielen Geldsendungen seitens der Ethel ihre Einwilligung zum Übertritt in unseren heiligen Glauben.

Da wurde die Stelle der Hauptlehrerin offen. Ethel meldete sich und wurde angenommen, weil ihre Zeugnisse und ihr Betragen ausgezeichnet war. An dem Ort, wohin sie nun kam, fand Ethel eine sehr schöne Kirche, ein frommes Personal und eine schwarze Schwester aus Ajjisi. Alles das zusammen bewirkte, daß Ethel mächtig angespornt wurde, nach größerer Vollkommenheit zu streben. Sie ging täglich zur hl. Kommunion und machte jeden Tag in der freien Zeit

einen Besuch beim göttlichen Heiland und kniete mit Vorliebe oft und lange vor dem Muttergottes-Altar. Dieser Muttergottes-Altar ist geschmückt mit einer lieblichen Lourdes-Statue. Ethel kaufte der Unbefleckten Empfängnis eine dicke Wachskerze für achtthalb Mark, schmückte sie mit grünen, roten und blauen Bändern und hier betete sie oft, ja manchmal sang sie vor der brennenden Kerze schöne Muttergotteslieder.

Als Belohnung für alle diese frommen Übungen wird wohl die Muttergottes der Ethel den Gedanken eingegeben haben, sie sollte sich ganz Gott weihen und Schwestern werden.

Als Ethel nun während der langen Weihnachtsferien, die hier über einen Monat dauern, daheim weilte, bei ihren Eltern, offenbarte sie ihr Vorhaben dem Vater. Was nun geschah und was der Vater dazu sagte, das habe ich anfangs geschildert. — Nächstens sind wieder Ferien. Ethel wird nach Hause



Eingeborene Schwestern am Profeßtag in Ussisi, Südafrika

gehen und was da alles vor sich gehen wird, das kann man nur vermuten.

Die Mutter hat der Ethel geschrieben: „Kind, als du mir das erstmal geschrieben hast, daß du Schwestern werden und nicht heiraten willst, da bin ich halbtot gewesen; wenn du mir nochmals so etwas schreibst, dann sterbe ich ganz. Schau, daß du schnell heiratest, damit dir alle diese Kloster- und Nonnengedanken aus dem Kopfe kommen, sonst wird uns der Vater alle totschlagen.“ —

Als ich Ethel fragte, was sie wohl unter solchen schweren Umständen tun werde, da sagte sie: „Vater, ob tot oder lebendig, ich werde nie heiraten, ich lasse mich nicht um 10 Ochsen verkaufen; ich gehe einfach nach Ussisi zu den Schwestern, denn ich muß meine Seele retten. Wenn die Eltern die 10 Ochsen durchaus haben wollen, so bleibe ich Lehrerin, bis daß ich die 600 — 1000 Mark verdient habe, zahle selbe an meine Eltern und gehe dann ins Kloster nach Ussisi.“ — „Gott segne dich, mein Kind,“ sagte ich und ging bewegten Herzens weiter. — P. Solanus Veterek, RMM.

## Die Reich Christi-Mission

Im Introitus der hl. Messe des Christkönigfestes betet die gesamte Kirche: „Würdig ist das Lamm, das getötet worden ist, zu empfangen Macht und Gottheit und Weisheit und Stärke und Ehre. Ihm sei Preis und die Herrschaft von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“ — Für uns alle, bis zum geringsten Heidenkinde, gab das Lamm Gottes sein Blut und Leben — um hinwegzunehmen die Sünden der Welt und der ganzen Menschheit sich selbst und die Fülle seines Reiches zu schenken! — Muß nicht ein jeder Untertan einen so unendlich guten, gnädigen und erhabenen König lieben und ihm mit Freuden dienen? — Wahrlich, er ist würdig, unbeschränkte Macht über alle Herzen zu empfangen und auszuüben! In ihm wohnt die Fülle der Gottheit — und des Menschen höchste Weisheit ist es, einem solchen König und seinem Reiche in vollkommener Herzens- und Lebenshingabe anzugehören. Das ist die Stärke und Ehre jedes Einzelnen, der Familien und Genossenschaften, der Länder und Völker des Erdkreises.

Der Erkenntnis und Liebe Christi des Königs und seines allumfassenden Reiches dient die gesamte „innere Mission“ der katholischen Kirche in den altchristlichen Ländern, sowie die stetig wachsende „äußere Mission“ unter den Heiden. Beide sind eine unzertrennliche Reich Christi-Mission und in ihrem Geiste wollen wir beim täglichen Opfermahle flehen: „Herz Jesu, du hl. Tempel Gottes, erfülle uns mit großer Gottesliebe und heiligmachender Gnade! Amen.

### Jünglinge

im Alter von 14—20 Jahren, die noch Priester in unserer Genossenschaft werden wollen, können Aufnahme finden als Spätberufene im Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen. Aufnahmegerüste richte man an das Hochw. Direktorat.

# Die Monstranz von Waldsee

Geschichtliche Erzählung von Msgr. Konrad Kümmerl  
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Der Nachmittagsgottesdienst in der Stiftskirche war längst vorüber. Im Nebenzimmer des Wirtshauses beim Wurzacher Tor, wo die vom Haidgau und vom Wurzacher Ried herkommenden Bauern einzustellen pflegten, saßen schon seit anderthalb Stunden der Stiftsmesner und seine Künftige, die Gültmeierin vom Brückenhäus an der Iller, drüben an der bairischen Grenze, in eifrigem Gespräch beisammen. Von der teuren Zeit merkte man wenig; die Gültmeierin hatte neben anderem auch ein erkleckliches Trum „Geräuchertes“ mitgebracht; wegen der Kälte tranken sie warmen Wein miteinander. Da es noch früh am Nachmittag war, befand sich im Nebenzimmer, dessen eine Türe in die Küche hinausging, während die andere in die große Wirtstube mündete, außer den beiden niemand. Die ältere Begleiterin der Frau Gültmeierin hatte sich entfernt, um die Stiftskirche anzusehen. In der Wirtstube draußen saßen wohl einige, aber sie hörten nicht, was die beiden im Nebenzimmer plauderten, ja sie sahen dieselben nicht einmal.

Dem Stiftsmesner konnte man das Behagen und die gu'e Stimmung recht wohl von dem Gesichte ablesen, das für gewöhnlich eine gewisse gemessene Würde zeigte. Mit Wohlgefallen schaute er immer wieder die Gültmeierin an. Und wiederum versicherte er ihr, daß sie fast um zehn Jahre jünger aussche, als bei ihrer letzten Anwesenheit in Waldsee. Es war auch etwas daran. Die Frau hatte sich nicht nur in der Kleidung besonders herausgeputzt; auch das Gesicht war fast jugendlich frisch zu nennen. Einiges mochte wohl auch der heiße Wein und noch mehr das viele eifrige Sprechen dazu beigetragen haben.

„Es möge ja schon etwas daran sein, entgegnete sie dem Mesner; das komme wohl daher, daß es jetzt bald die große Veränderung in ihrem Leben gäbe. Die letzten dritthalb Monate seien ihr wie eine halbe Ewigkeit erschienen, sie habe mehr an Waldsee gedacht als an ihr eigenes Haus und Geschäft, und darum habe sie heute den Besuch gemacht. Der Stiftsmesner aber, meinte sie, könne wohl eine Frau brauchen, die für ihn sorge, er sehe nicht mehr ganz so gut

aus wie damals; aber wenn sie in zehn Wochen ins Mesnerhaus ziehe, dann wolle sie ihn schon heraussüttern, daß er sich sehen lassen könne vor den Leuten.

Ein Schatten war bei diesen Worten über das fröhliche Gesicht des Mesners gegangen. Er fuhr mit der Hand über die Stirne und meinte, die letzten Wochen hätten so viele Aufregungen und Wiederwärtigkeiten gebracht; aber jetzt sei allem nach das Schlimmste vorbei, und nun werde ihm auch Essen und Trinken schmecken und das Leben wieder besser gesallen.

Die Gültmeierin schien auf diese Wendung gewartet zu haben. Sie beugte sich über den Tisch hinüber und sagte halblaut in vertraulichem Tone, während ihre schwarzen Augen von Spannung und Neugierde größer zu werden schienen: „Ja, du armer Mesner: die Geschichte mit der Monstranz — da hast du freilich viel durchgemacht; im ganzen Oberland und Allgäu und auch bei uns über der Iller drüben schwätz man seit vier Wochen von nichts anderem als von dem Einbruch in Waldsee. Und jetzt“, fügte sie bei, „ist noch vor acht Tagen die Predigt des Stiftspropst dazugekommen, das muß ja außer aller Weise gewesen sein; sieh, Mesner, das hat mich eigentlich auch hierher getrieben; es geht doch die fünftige Mesnerin auch etwas an. Was die Leute alles sagen und einander nachschwätzen, darauf ist kein Verlaß, und nun mußt du mir erzählen, wie es wirklich gewesen ist.“

„Jetzt war das Gesicht des Mesners wieder ernst, fast steinern hart geworden. Eigentümlich aufslachend sagte er:

„Hätte mir's ja denken können. Heute, wo die Herren selbst gesagt haben, daß jetzt das Menschenmögliche geschehen sei und man nichts weiter mehr tun könne, und wo ich geglaubt habe, auch die Geschichte hinter mir zu haben, soll ich nun doch noch einmal dir alles auslegen. Das ist schier zuviel für mich, und wenn es du nicht wärst, Gültmeierin: einem anderen wollte ich eine andere Antwort gegeben haben.“

„Aber Stiftsmesner“, schmeichelte die Frau beinahe flüsternd, „das ist doch was anderes. Ich bin doch kein Landjäger und

habe mit dem Amt nichts zu tun. Wir zwei gehörten doch jetzt schon zusammen, wie wenn wir eins wären. Die Sache ist ja vorbei, und du kannst die Sache umso ruhiger erzählen. Komm, stoß an!"

Die Gläser klangen zusammen, und nun begann, wohl oder über, unterbrochen von Dutzenden von Zwischenfragen der neugierigen Frau, der Mesner über die Einzelheiten der Entdeckung des Kirchendiebstahls und Einbruchs an dem Morgen des Fastnachtstags und den Schrecken der Einwohnerschaft zu berichten. Die Gültmeierin aber wollte weit mehr von ihm hören: was der Stiftspropst vor acht Tagen eigentlich gesagt habe, und am Ende aller Ende: wer der Täter sein könne und welche Vermutung man habe.

Zuletzt war über den sich häufenden Fragen und Bemerkungen der Gültmeierin dem Stiftsmesner beinahe die Geduld ausgegangen. Sein Gegenüber bemerkte dies wohl, schaute ihn immer und immer wieder nachdenklich an, legte dann ihre reichberingte, fleischige Hand auf die seine und sagte anscheinend herzlich und vertraulich:

"Es ist mir leid, daß ich dir vielleicht zur Last geworden bin, bitt' schön, ich hab's ja nicht bös gemeint, und ich möchte ja deine Sorgen auch mit dir tragen; kommt, jetzt trinken wir noch einen Schoppen, wir können's beide brauchen."

Unterdessen hatte bereits die Dämmerung sich bemerkbar gemacht. Nachdem die beiden sich wieder gütlich getan, sagte die Gültmeierin mehr für sich als zum Mesner hinübersprechend:

"Eigentlich ist ja ein Kirchendieb meistens ein rechter Dummkopf. Er riskiert seinen Hals oder doch mindestens ein halbes Leben Zuchthaus und Prügel, daß er zwei Monate lang daran zu verdauen hat. Und was kommt für ihn heraus, wenn er Glück hat und nicht erwischt wird? Ein Bettel!"

Überrascht schaute der Mesner auf.

"Ist doch so, Stiftsmesner", bekräftigte die Gültmeierin. "Den wahren Profit hat der Käufer, und das ist der Jud."

Beinahe erschrockt schaute der Mesner sein Gegenüber an. Die Gültmeierin lächelte so harmlos, als ob es sich um eine Sache handelte, die dem Mesner und ihr selbst höchst gleichgültig wäre.

"Du denkst vielleicht an unsern Memminger", meinte sie. "Kann ja schon sein, daß er mit unter der Decke steht, es wäre nicht das erste Mal; aber wenn er dabei ist, dann sorgt er schon, daß er nicht zu

kurz kommt. Vier Teile mir und einen dir, so hat er mindestens gerechnet, wenn nicht noch schäbiger. Ich will darauf wetten, wenn er auch nur die Monstranz genommen hat, daß er seine zwölf oder fünfzehntausend Gulden dabei in die eigene Tasche geschoben hat."

"Höll' und Teufel!" kam's dem Stiftsmesner von den Lippen. "Wenn's so wäre", sagte er dann gleichsam zur Erklärung seines Ausrußs, "so gehört dem Juden mehr Zuchthaus, als dem, der's getan hat."

"So meine ich auch, Mesner", war die Antwort.

"Was kann denn der Memminger... oder überhaupt so ein ein Jud', der es gekauft hat, mit der Monstranz und dem Leuchter anfangen? Selber einschmelzen kann er's ja nicht", sagte der Mesner.

"Der Jud' hat schon wieder seine Leut an der Hand, in München drin, oder in der Schweiz drüben, oder sonstwo, vielleicht in Ulm oder Augsburg, da gibt's Goldschmiede und sonstige Leute, die es dem Juden abnehmen, und da macht er abermals ein Geschäft."

"Ja, ja, die Juden", sprach langsam tief aufatmend der Stiftsmesner, "die Juden. Aber man braucht sie halt", fügte er resignierend hinzu; "ich rede natürlich jetzt nicht vom Kirchendiebstahl, sondern vom Geschäftsleben überhaupt."

In diesem Augenblick trat die Begleiterin der Gültmeierin wieder ein. Sie rieb die Hände und meinte:

"Es wird bitter kalt auf die Nacht. Wir werden wohl bald ans Heimfahren denken müssen. Soll ich nicht eingespannt lassen?"

"In einem halben Stündchen reicht es noch", entschied die Gültmeierin.

Die drei stießen miteinander an. Man sprach von den Vorbereitungen zur Hochzeit und den Zukunftsplänen des Paares, ließ sich den Wein wohl schmecken, und der Mesner war jetzt wieder in der besten Stimmung.

Als eingespannt war versiezen die Gültmeierin und ihre Freundin das Nebenzimmer durch die anstoßende Küche; sie zogen diesen Weg vor, um nicht durch die große Wirtsstube gehen zu müssen, welche um diese Zeit ziemlich viele Gäste hatte. Natürlich begleitete der Mesner seine Zukünftige zum Wagen; daß durch die Fenster der Wirtsstube heraus neugierige Gesichter das abfahrende Fuhrwerk musterten, konnte er nicht verhindern.

Nun saß er wieder allein im Nebenzimmer bei dem halb leerem Weinglaß. Der Stiftsmesner leerte sein Glas. Soviel wie am heutigen Tage hatte er schon lange nicht mehr getrunken; es hatte sich aber auch alles heute so besonders gefügt. Noch vor wenigen Minuten wollte er das Wirtshaus verlassen, doch jetzt hob er der eintretenden Wirtin das Glas entgegen, und sagte mit großer Befriedigung: „Jetzt wird noch ein Schoppen getrunken, Wirtin.“

Die Wirtin lächelte und ging hinaus, um den bestellten Wein zu holen, entfernte sich aber dann bald wieder, und der Mesner saß jetzt allein in seiner Ecke des Nebenzimmers. Er bemerkte es kaum, daß die Wirtin ihn verlassen hatte, gab es doch jetzt, wenn er den ganzen heutigen Tag überblickte, so vieles zu denken, über so vieles sich zu freuen.

Zuerst hatte in der Sakristei heute früh der Kaplan gemeint, man habe umsonst nach dem Kirchendieb gefahndet, jetzt bekomme man ihn nicht mehr. Und die beiden andern Herren hatte dazu schweigend genickt. Sie gaben also ebenfalls die Sache auf, schickten sich wohl oder übel darein, und das war, wie der Mesner mit großer Erleichterung sich sagte, das Vernünftigste. Die größte Gefahr war also vorüber. Das war ein recht schöner Tagesanfang des Sonntags Lättare gewesen. Dann die Geschichte beim Härtl... Nun ja, unangenehm genug war es freilich, daß der Härtl ihm auf die Spur gekommen war; aber der hatte ihm ja versprochen und versichert, daß er ihn niemals verrate. Es war ja das größte Glück, daß der Härtl so versessen darauf war, das Bethle ins Haus zu bekommen, und so wie er es jetzt ausgedacht hatte, ging es sicher. Abriß konnte der Härtl ihn überhaupt nicht verraten, denn sie beide waren aufeinander angewiesen. Und der Härtl wäre als Mitwissender und Hehler selbst noch in die Geschichte hineinkommen. Im Notfall konnte der geriebene, in allen Wassern gewaschene Fruchthändler ihm sogar heraushelfen, wenn er, der Mesner, jetzt noch in eine Klemme kommen sollte. — Dann der unerwartete Besuch seiner Zukünftigen, der Gültmeierin: die war ja wieder ganz jung geworden, und die paar Stunden heute nachmittag waren viel schneller dahingegangen, als er merkte. Ja, die Gültmeierin paßte zu ihm, und er galt auch etwas bei ihr, das hatte er heute erst recht bemerkt; war sie einmal die Seinige, dann hatte er das

schönste Leben; sein künftiges Weib verdiente noch mehr Geld als er; auf vierzig-, ja auf fünfzigtausend Gulden wollten sie beide es bald gebracht haben. Daß die Gültmeierin ganz ungerufen gerade heute kam, das war doch sicher das Zeichen besonderen Glücks, das konnte seine Zuversicht nur erhöhen. So hatte heute eines dem andern die Hand gegeben: lauter Sonnenchein und Glück!

Behaglich lehnte sich der Stiftsmesner in die Ecke hinter dem Tisch zurück, wo er, trotzdem die Türe zur großen Wirtsstube offen stand, von dorther nicht gesehen werden konnte. Langsam schlürfte er einen und dann noch einen Schluck Weines hinunter.

Er war ein Glückskind...

Der Wein tat allmählich doch seine Wirkung. Erst war es dem Mesner behaglich gewesen. Jetzt erfüllte ihn mehr und mehr ein großes Sicherheitsgefühl. Es war vollständig richtig und hatte sich wieder einmal bewährt, daß die am meisten Glück haben, die nichts nach dem Glauben, nach den Pfaffen und dem Herrgott fragen und alles tun, was ihnen paßt und Nutzen bringt. Das hatte er dem Härtl schon längst abgeguckt. Aus sich allein muß der Mensch sein Glück machen, nach gar niemand etwas fragen; gescheit muß man sein und zugreifen, wo man kann: so kommt der Mensch zu etwas...

Langsam hob der Mesner das Weinglas, in welches er den Rest des Schoppens eingeschenkt hatte, empor und bißte es wohlgefällig an.

Plötzlich wendete er den Kopf, setzte das Glas, ohne daß er getrunken hatte wieder und horchte. Draußen in der großen Wirtsstube, nahe der Türe, die hereinführte ins Nebenzimmer, war eine Stimme laut geworden. Er kannte die Stimme und den Mann, dem sie gehörte. Es war der Döbelesbaste, den der Stiftsmesner vor zehn Jahren dem Härtl und dem Memminger Juden ans Messer geliefert hatte.

Der Döbele mußte eben erst in die Wirtsstube eingetreten sein.

Es war bei der vorgerückten Zeit nur noch ein Gasttisch besetzt; etwa ein dutzend Männer saßen daran. Der Döbelesbaste hatte allem nach die Absicht, sich zu ihnen zu setzen, aber niemand rückte, um ihm Platz zu machen. So hatte er sich allein an einen Tisch gesetzt.

„Die Halbe habe ich verdient“, sagte er laut für sich hin, nachdem ihm das Schenkmaädchen den Krug mit dem schäu-

menden Bier vorgesetzt hatte. Und er tat einen tiefen, langen Zug. Dann schaute er, als ob er über etwas nachdachte, zur Decke der Stube und sagte wiederum laut und vernehmlich: „Und wenn man mir ansähe, was der Döbelesbaste weiß, dann täten die fürnchmen Bürger und Herren den abgehausten Bauern zu sich sitzen lassen.“

Lachend, mit spöttischen Blicken schaute die Waldseer Tischgesellschaft zu dem Döbele herüber. Keiner nahm aber weitere Notiz von seiner Rede.

„Und ein Maß oder zwei tät' mir jeder von den Bürgers- und Herrenleuten bezahlen und einen Schoppen Wein noch extra dazu, wenn der Döbele sagte, was er weiß.“

Fragehaft hatten wohl einige herübergeblickt, schüttelten die Köpfe, und die übrigen plauderten weiter, als ob sie nichts gehört hätten.

„Tawohl“, fuhr der Döbele fort, „und wahr muß es sein; was der Baste weiß, ist etwas ganz besonderes.“

Laut hatte er es gesagt. Einen Augenblick hörte das Sprechen der Tischgesellschaft auf.

„Er soll uns in Ruhe lassen“ — „hat halt wieder einmal zu viel geladen“ — „soll machen, daß er hinauskommt“ — „hinauswerfen“, — so ging's halblaut durcheinander.

Der Döbele tat, als ob er nichts hörte. Bedächtig nahm er wieder einen tiefen Schluck aus dem Krug. „Morgen redet ganz Waldsee davon, und heute nacht erfährt's wahrscheinlich noch unser Oberamtmann, aber jetzt weiß es noch niemand in Waldsee als der Döbelesbaste allein. Marie, noch eine Halbe!“

Jetzt hatte der Baste die Aufmerksamkeit doch auf sich zu lenken gewußt. Von drüben herüber rief einer:

„Und was wäre denn das so Wichtige? Kommt am End' gar eine Stafette von Stuttgart her?“

Einige lachten; aber der Döbele meinte gleichmütig:

„Bis vom Unterland heraus nicht, wohl aber von Ravensburg.... Vom Gericht in Ravensburg“, wiederholte er mit Bewußtsein.

„Baste, jetzt entweder sagst du, was du weißt“, sprach aus der Mitte der Gesellschaft eine feine Stimme, „wenn du über etwas weißt — oder hältst deinen Mund und störst andere Leute nicht mit deinem Geißwätz.“

Ein anderer entschied:

„Sitz zu uns her, Döbele, und sag,

was du weißt; wenn's wirklich etwas Besonderes ist, kommt's mir auf ein paar Maß Bier nicht an.“

„Mit Verlaub“, sagte jetzt der Baste, setzte sich zu den Waldseern, schaute den einen um den andern schweigend an, und dann kam langsam, hell und bestimmt das Wort über seine Lippen:

„Die Monstranz — hat man gefunden.“ —

Einen Augenblick war Totenstille eingetreten, dann aber ging ein lauter, fast furchtbarer Ausruf durch die Stube, und ein Dutzend Stimmen tönten, durch ebenso viele Fragen sich kreuzend, in erregtem Chaos durcheinander.

„Wo ist sie?“ — „Woher weiß du es?“

— „Wer hat sie gefunden?“ — „Wer hat sie gestohlen?“ — „Hat man den Dieb auch?“ — „Wie kannst du das wissen?“ — „Ist's auch war?“ — „Wenn du lügst, schlägt man dir die Rippen ein!“ . . .

„Ich lüge nicht“, sagte der Döbele; „ich weiß es gewiß. Es ist alles herausgekommen mit der Monstranz.“

Abermals ging ein wildes Rufen, Drohen, Fragen und Schimpfen durcheinander über die Untat, bis daß endlich der Döbele wieder zum Reden kam.

„Ich will von vorne anfangen“, verkündete er dann. „Es ist alles wahr, was ich sage. Also: Der Gerichtsdienner in Ravensburg ist ein Geschwisterkind von meinem Weib. Dem hat man heute mittag das Schäfte, einen Buben, getauft, und bin auch dabei gewesen. Da hat mir der Vetter erzählt, am Donnerstag in der Nacht sei er mitten aus dem Schlaf geweckt worden, da habe man einen gebracht, den habe er in den Arrest sperren müssen; an Händen und Füßen sei er kreuzweise geschlossen gewesen, und zwei Landjäger haben ihn geführt. Den Mann habe er auf den ersten Blick erkannt; es sei ja ein Ravensburger gewesen.“

„Ein Ravensburger?“ — „Ein Ravensburger?“ hieß es. „Und der hat die Monstranz gestohlen?“ — „Wer ist er?“

„Eins nach dem andern“, beruhigte der Döbelesbaste. „Es ist der Klempner gewesen in der untern Breiten Gasse, nicht weit von der Jakobskirche, der Goldschmied.“

„Und der hat's getan? Das ist also der Lump, der verfluchte, der Gottesräuber! Der muß an den Galgen!“

„Gestohlen hat er die Monstranz nicht selber“, erläuterte der Baste weiter; aber eingeschmolzen.“

„Was? eingeschmolzen? Die schöne Monstranz! Wo so viel Kunst daran ist!

Eingeschmolzen! Den muß doch der Teufel holen!" schallte es jetzt durcheinander. Die Männer am Wirtstisch kannten sich kaum mehr vor Wut und Empörung.

„Tawohl, eingeschmolzen hat er die Monstranz und vorher noch in kleine Stücke zerrissen und zerschnitten und den silbernen Leuchter ebenjo. Heimlich hat er das getan und die Werkstatt abgeschlossen; aber der Lehrbub, den er ins Bett geschickt hatte, hat gemerkt, daß etwas los ist, hat gehorcht und dann durch einen Riß in der anstoßenden Rüstung hineingeschaut. Den Leuchter hat er deutlich gesehen, den oberen Teil und den Fuß, und wie ihn sein Meister zerstückelt hat. Dann hat der Klemper den Haufen Silber nach und nach in den Siegel geworfen und geschmolzen. Das ist schon vor drei Wochen gehehen.“

„Also gleich nach dem Einbruch!“ rief einer dazwischen.

„Der Lehrbub hat aus lauter Angst vor seinem Meister zuerst seinem Menschen etwas gesagt. Zuletzt aber hat er es doch einem Kameraden, einem andern Lehrbub, erzählt. Der hat's seinem eigenen Meister berichtet; dieser hat den Klemper beim Amt angezeigt, und am gleichen Tage noch, am letzten Donnerstag, nachdem es dunkel geworden, ist der Auktuar, ein anderer Herr vom Gericht und vier oder fünf Landjäger dem Klemper ganz unverstehens ins Haus gekommen; sie haben das Haus von oben bis unten ausgesucht und allerlei gefunden; dann hat man in aller Stille den Goldschmied auß Amtshaus gebracht, und mein Vetter, der Gerichtsdienst, hat ihn ins Käfig eingeschlossen; da sitzt der Vogel jetzt noch.“

„Und alles ist eingeschmolzen gewesen? Die ganze, große Monstranz und der große Leuchter? Hat man das Silber gefunden? Das muß ja fast ein Viertelzentner sein.“

Der Döbelesbaste trank seinen Krug leer und klopfte der Marie, die hinter dem Verschlag des Schankraums am jenseitigen Ende der Wirtsstube saß. Nachdem er wieder versorgt war, fuhr er fort:

„Silber hat man keines gefunden; nicht ein Pfund. Der Klemper sagt, er habe es sogleich weiterverkauft, er habe das Geld notwendig gebraucht.“

„Also bleibt uns nicht einmal das Silber; also ist alles hin, gar alles! Gott soll den Lumpen strafen an Leib und Seele!“ schrien ein paar Männer dazwischen.

„Wie ist denn aber der Ravensburger

Goldschmied zu unserer Monstranz und zu den andern Sachen gekommen?“ fragte eine ruhigere Stimme. „Hat er den Einbruch selbst gemacht?“

„Nein, das hat er nicht getan“, berichtete der Döbele weiter. „Er stellt sich, wie mein Vetter sagt, ganz unschuldig. Er habe die Monstranz und den Leuchter und die andern Sachen dem Juden abgenommen zum Einschmelzen und Weiterverkauf des Silbers.“

„Welchem Juden? Wer ist der Jud?“ kam's fast gleichzeitig aus einem Dutzend Kehlen.

Der Döbelesbaste richtete sich auf und lachte gellend hinaus.

„Was für ein Jud' wird's denn sein? Der ist's, der bei uns lauter solche Geschäfte macht und schon seit zehn Jahren an den Galgen gehört, der Lump, der mich auch von Haus und Hof und ins Elend gebracht hat. Gott soll ihn strafen! Und kaputtgehen soll er wie ein Hund, der Memminger, der Schlime!“

„Also der ist's, der Memminger! Eine Fül von Schimpfworten und Verwünschungen der bis zum äußersten erhitzten Tischgäste folgte.

„Ist's aber auch gewiß und wahr, daß es der Memminger Jud' ist und kein anderer?“ lautete die vorsichtige Frage.

„Wahr und gewiß ist's“, bestätigte der Döbele. „Dem Lumpen sieht es ja ganz gleich. Der ist ja reich geworden mit solchen Sachen und mit den einfältigen Bauern, die ihm ins Netz gehen, und denen er allen den Kragen umgedreht. Gott soll ihn strafen! Der Klemper hat es sogleich eingestanden. Er hat gesagt, er habe nichts Böses dabei gedacht, als ihm der Schlime die Monstranz und den Leuchter gebracht habe. Früher habe der Jud' oft genug Kelche oder Leuchter und andere solche Sachen abgegeben. Wie man die Klöster aufhob und die Sakristeien ausleerte, ist ja Kirchensilber genug verkauft worden. Die Herren vom Amt und der Obrigkeit haben dies ja selber besorgen müssen. Auf diese Weise werde eben der Memminger schon vor sechs oder acht Jahren ehrlich und redlich zu der Monstranz und dem Leuchter gekommen sein, hat sich der Ravensburger Goldschmied ausgeredet, und so habe er als ehrlicher Mann nicht an einen Kirchendiebstahl gedacht. Er sei ganz unschuldig, beteuerte er immer, und der Jud' habe ihn auf diesem Glauben gelassen; der Jude sei an allem allein schuld.“

„Das glaubt dem Klemper kein Mensch“, bemerkte einer der Gäste. „Der

Lump hat ja doch auch wohl gewußt, daß man bei uns in der Stiftskirche eingebrochen hat, und zwar kaum acht Tage früher, als er den Handel mit dem Juden mache."

Der Döbele schlug mit der Hand auf den Tisch.

"So ist es, und noch viel mehr ist wahr!" schrie er. "Und jetzt, Marie, holst du mir einen Schoppen Wein, einen alten, roten, vom besten; den habe ich verdient, und den zahlen mir die Herren Bürger von Waldsee an diesem Tisch."

Ein Teil der Gesellschaft lachte mit.

"Jetzt komme ich daran", fuhr der Döbele fort.

Ehe der Döbelesbaste in seinem Bericht weiterfahren konnte, fragten mehrere Gäste der Tafelrunde gleichzeitig:

"Was ist's mit dem Juden? Den muß man doch auf der Stelle holen und auch vor Gericht bringen."

Der Döbele verkündete mit lauter Stimme:

"Jaso, das habe ich vergessen, der Schlome von Memmingen ist auch schon eingerahmt; gestern abend hat man ihn nach Ravensburg gebracht."

"Bravo, bravo! So ist's recht! Jetzt hat man die zwei Kirchenräuber! Jetzt geht's ihnen an den Kragen!" hieß es von allen Seiten.

"Und was hat denn der Schlome gemacht als man ihn eingeliefert hat?" fragte einer.

"Natürlich ist er gerade so unschuldig gewesen wie der Klemper", meinte ein anderer. Und ein dritter fragte den Döbele: "Hat dir dein Vetter Gerichtsdienner darüber nichts erzählt?"

Der Döbele nickte:

"Der Schlome", sagte er, "habe gammert und gelagt und bei Gott und Moses geschworen, daß er ein unschuldiger Mann sei; er habe noch nie in seinem Leben einen Einbruch gemacht. Er sei seit sechs Wochen gar nicht mehr in Waldsee gewesen und habe nicht gewußt, daß die Monstranz dort gestohlen worden sei. Ein Mann habe ihm die Sachen in Memmingen ins Haus gebracht, darüber habe er sich keine Gedanken gemacht, denn jedermann im bairischen

und württembergischen Allgäu wisse, daß er alte Sachen kaufe. Der Mann habe ehrlich und redlich ausgesehen, habe gesagt, die Monstranz und der Leuchter kommen aus einem aufgehobenen Kloster; der Prälat habe diese Sachen heimlich auf die Seite gebracht und jahrelang aufgehoben, aber jetzt sei er in großer Not und müsse sie verkaufen. So habe der Schlome den Kauf gemacht. Kein Mensch könne ihm etwas Schlechtes nachsagen; man müsse ihn sogleich wieder freilassen, sonst beschwere er sich in München; er gehöre nach Bayern und nicht nach Württemberg. So hat mein Vetter erzählt", schloß der Baste seinen Bericht.

Eine Pause trat ein.

"Wenn das wahr ist, dann hat man den Rechten erst noch nicht", bemerkte endlich einer.

"Noch lange nicht", stimmte ein anderer bei.

"Das kann wahr sein", sagte ein dritter; "es kann aber auch bloß eine Ausrede sein. Der Schlome hat tausend Kniffe, und auf ein Dutzend Lügen in einer Viertelstunde kommt es ihm nicht an."

"Wie will man's dem Memminger beweisen, daß er die Monstranz gestohlen hat?" fragte wieder einer.

"Es könnte doch sein, daß wirklich ein anderer oder auch ein paar Diebe den Einbruch gemacht hätten und mit der Monstranz und dem Leuchter nach Memmingen hinauf gereist wären", vermutete wieder einer.

"Nach Memmingen ist die Monstranz nicht gekommen", erklärte jetzt der Döbele; "das weiß ich besser."

"Wie kannst du das wissen?" fragten verschiedene Stimmen zusammen.

"Das ist's gerade, was ich vorhin schon habe sagen wollen, und darum sage ich noch einmal: Jetzt ist der Döbelesbaste an die Reihe gekommen, und der hat der Haue den Stiel gemacht."

"Du? Du? Hast du denn vorher auch schon etwas von der Geschichte gewußt? Was hast du gesagt?" hieß es. Und aller Augen waren vor Neugierde brennend auf den Baste gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

## Gebetserhörungen

Beuthen, M. B.: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes und dem hl. Judas Thaddäus für bestandene Prüfung mit der Bitte um weitere Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.

Oberstaufen: Durch die Fürbitte der hl. Theresia v. K. J. ist mir schon zweimal in meinen Anliegen geholfen worden. Als Dank erhalten Sie einen kleinen Betrag.

P. P.: Maria hat in schweren Herzensangelegenheiten geholfen.

Charlottenburg, A. K.: Dem hl. Herzen Jesu sei tausend Dank für erhörte Bitte.

Berlin, A. Cz.: Mark ... als Dank für Erhörung besonderer Anliegen.

Goßnitz, E. F.: Gesandtes zu Ehren des hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. als Dankagung für erhörte Bitten.

Merzdorf. Gesandtes für Antoniusbrot als Dank dem hl. Antonius und

den armen Seelen für erlangte Hilfe.

Makau, F. N.: Unbei Almosen als Dank dem hl. Herzen Jesu für erlangte Hilfe in einem schweren Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe.

Creuzthal, E.: Ml. für ein Heidentind, da unser Sohn plötzlich schwer erkrankte an Bladdarmreizung und es ist ohne Operation gut verlaufen. Innigen Dank dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thadd. und der hl. Rita.

Schlegel, E.: Almosen als Dank für erlangte Hilfe in besonders schweren Anliegen.

Wioske, E. M.: Dank dem hl. Antonius und hl. Aloisius für Erhörung in einem besonders schweren Anliegen. Das gesandte Almosen wurde versprochen.

Unterbalbach: Durch die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Jud. Thadd. und der hl. Rita bin ich erhört worden.

Missionhalmosen als Dank dem hl. J. Thaddäus f. Hilfe in schweren Anliegen.

## Gebetsempfehlungen

M. Um Hilfe in einem Gallensteinleiden.

M. M. W.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Muttergottes, zum hl. Jud. Thadd. zum hl. Antonius und zu den armen Seelen um Gedeihen des Feld- und Viehbestandes und um Hilfe in großer Geldnot, um Gesundheit der Familie und vor allem der Mutter. Bei Erhörung ist Almosen versprochen.

Breslau: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thadd., zur hl. Theresia v. K. J. und zu den armen Seelen. Bei Erhörung Missions-Almosen und Veröffentlichung verspr.

Schedowitz: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Jungfrau Maria und zum hl. Antonius um Erhörung in schweren Anliegen, um Befreiung von einem Herzleiden und um Bestehung des Einjährigenexamens meines Sohnes und um eine passende Stellung für ihn. Bei Erhörung verspreche ich Almosen und fernere Unterstützung.

Eine franke Mutter bittet um das Gebet zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. für sich und ihren Sohn, in einem Augenleiden, und um Segen in der Wirtschaft. Bei Er-

hörung Antoniusbrot und ein Almosen versprochen.

Ungenannt: Eine Familie bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius und zu den armen Seelen in einem finanziellen Anliegen. Veröffentlichung und Almosen bei Erhörung versp.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zu Ehren des göttl. Herzens Jesu, der hl. Mutter Gottes v. d. immerwähr. Hilfe, des hl. Judas Thadd., hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J. in dreifachen Anliegen eines Kriegsbeschädigten. Almosen bei Erhörung verprochen.

Ungenannt: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zum hl. Joseph und zur hl. Schwester Theresia v. K. J. für einen frischen Mann. Bei Erhör. verspreche ich Veröffentlichung und ein Almosen zum Loskauf von zwei Heidentindern.

J.: Eine Berg.-Leserin bittet herzlich um das Gebet zur unbefl. Empfängnis Maria, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen um Hilfe in einem Eheglück, da die Auflösung der Ehe bevorsteht und um Wiedererlangung des Seelenfriedens

Zwei Kinder bitten herzlich um das Gebet für ihren verirrten Vater.

Donaueschingen M. L.: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Anna, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den armen Seelen um die Gesundheit einer Frau und um Hilfe in schweren Anliegen. Bei Erhörung Almosen versprochen.

St.: Eine Berg.-Leserin bittet um 2 Novenen zur hl. Mutter Gottes von d. immerwähr. Hilfe, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. I. und zu den armen Seelen für meinen schwerfranken Mann und noch verschiedenen Anliegen. Bei Erhörung ist Veröffentlichung und ein Almosen versprochen.

A. W.: Bitte um das Gebet für einen schwerfranken Mann.

Golschwiß, C.: Übersende RM. ... als Almosen mit der Bitte um das Gebet zur Muttergottes v. d. immerw. Hilfe und zu den armen Seelen um eine gerechte Entscheidung in einem Bruderprozeß und um Wiederversöhnung.

Seitenberg: Ein Berg.-Leser bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu und zur hl. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe für ein Kind in einem schweren Anliegen. Alm. anbei.

Ndr. Kunzendorf, J. Dz.: Ein Vater bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zu Maria, Hilfe der Christen, hl. Thaddäus und zur hl. Theresia v. K. I. in einem sehr schweren Leiden seiner Tochter und um Besserung der wirtschaftl. Verhältnisse.

Neudorf: Berg.-Leser bitten um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Gottesmutter v. d. immerwähr. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Mutter Anna und zum Erzengel Michael um Fürbitte in besonderen Anliegen um Gesundheit und Segen in der Familie.

Angeregt durch die vielen Gebetserhörun gen bittet eine Mutter um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zu den hl. 14 Nothelfern und zum hl. Antonius um Veränderung in einem schweren Anliegen. Bei Erhörung Missionsalmosen u. ein Heidenkind verspr.

Bitte dringend ums Gebet zu Ehren des hl. Josephs und des hl. Antonius v. Padua. Wenn ich Erhörung finde, verspreche ich den Betrag für drei arme Heidenkinder.

Ungenannt: Ich bitte um eine neuntägige Andacht zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zu den hl. 14 Nothelfern, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. um guten Ausgang in Gerichtssachen, und in schweren Geldangelegenheiten u. um Glück für meinen Mann und Sohn

auf dem Wasser. Almosen für die Mission und Heidenkind ist versprochen.

Solollnik: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes v. d. immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. I. um Hilfe für ihre Tochter in schwerer Krankheit.

Friedrichs.: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter und zum hl. Antonius um eine Unterfunk und baldige und glückliche Ehe und christliches Familienleben. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Dobersdorf: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Muttergottes v. d. immerwähr. Hilfe, zur hl. Familie, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. um Erlangung einer Rente. Bei Erhörung ist Almosen versprochen.

Anbein: Eine arme Witwe bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Aloisius und zur hl. Theresia v. K. I. um Erlangung einer guten Stelle für ihren verirrten Sohn.

Kotschanowitz: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur schmerzhaften Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. um Erlangung der Gesundheit.

Kreuzburg: Ein besonderes Anliegen einer Person wird dem Gebete empfohlen; bei Erhörung ist Missionsalmosen versprochen.

Kreuzburg: In besonderen schweren Anliegen bittet eine Wohltäterin um das Gebet um Gesundheit, um Befahrung für einen Trinker, — In verschiedenen sehr schweren Geldnöten. — Für eine Familie in betrübten Verhältnissen. — Um sichere, sorgenfreie Existenz. — Zum hl. Judas Thaddäus in schweren Anliegen. — Für zwei Studierende um eine gute Berufswahl und um Bewahrung der Unschuld und Herzensreinheit. — Um Gesundheit einer Mutter. — Für eine Person um Befreiung von Neid und Eifersucht. — Für mehrere in verschiedenen Anliegen des Leibes und der Seele. — Bei Erhörung ist Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Breslau, H. Sch.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet in vielen Anliegen.

P. B.: Bitte um das Gebet zwecks Erlangung einer guten Stellung als Verheirateter oder um Erfüllung des Anliegens dieserhalb.

H.: Bitte um das Gebet zur Mutter v. d. immerwähr. Hilfe, zum hl. Franzis-

fus und hl. Antonius um Hilfe in einer Krankheit und in einem besonderen Anliegen. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Berg.-Leser und -Leserin bitten um das Gebet zum hl. Antonius in einem großen Anliegen. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Eine Person bittet um das Gebet zum hl. Joseph und zum ehrw. Vater Vittrizius um Hilfe in einem sehr schweren Anliegen. Veröffentlichung und Almosen ist versprochen.

Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. für eine Schwester um Befreiung von sehr schweren Gemütsleiden. Veröffentlichung und Almosen werden bei Erhörung versprochen.

Hohndorf: Ein Berg.-Leser bittet dringend um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes v. d. immerwährl. Hilfe, zu den hl. 14. Nothel-

fern und den armen Seelen um gute Heilung eines gebrochenen Schulterbeines, um Hilfe in einem dringend. Familiensiegen und um auch wieder das Wohlergehen und den Frieden zu erlangen.

Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur hl. Mutter Maria, zum hl. Antonius, hl. Theresia und hl. Kreszentia um Hilfe in drei Krankheiten. Bei Erhörung ist ein Heidenkind versprochen.

Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu und zu der schmerzhaften Mutter Gottes um Befreiung von einem Kopf-, Hals- und Gemütsleiden, und um eine Novene zum hl. Joseph um Sinnesänderung des Vaters meines Kindes.

H. Sch.: Wir bitten um eine neuntägige Andacht zur hl. Mutter Maria und zur hl. Mutter Anna um durch deren Fürbitte von Gott mit Kindern gesegnet zu werden.

## Es starben im Herrn

Frau General v. Ebel.  
Würzburg: Martin Grau, Glasermeister.  
Großrinderfeld: Martin Lesch. Rez-

bach: Barbara Konrad. Krascheow: A. Hendel. Friedenwalde: Anna Seidel.

O Herr verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Läß sie ruhen im Frieden! Amen.

## Empfehlenswerte Bücher

Der Diener Gottes Don Andr. Beltrami (1870 — 1897) Priester der Salesianischen Gesellschaft Don Boscos. Von P. W. Schärdt. 160 Seiten illustriert. Broschert RM. 1.50, Leinenband RM. 2.25. Salesianer-Verlag München.

Wer ein erbauendes und belebendes Werk schaffen will, sei es einem Knaben, einem Studenten, einem Ordensmann, einem Kleriker, einem Priester oder einem Kranen, der greife nach dem Buche: Don Andreas Beltrami.

Heiliger, starker Gott. Altchristliches Gebetbuch. Von Otto Karrer. 210 Seiten und 13 Bilder. RM. 3.20. Verlag „Ars sacra“ München 23.

Das ist das Große und das Beglückende an jolch einem Gebetbüchlein: wir spüren, wie der Verfasser sagt, „die Einheit in der Fülle des Manigfachen: jene Einheit über Zeiten und Länder, die es dem heutigen Beter ohne Abstrich eines

Gedankens oder Wortes möglich macht, mit den Aposteln und ersten Christen zu beten, wie er mit den Aposteln und ersten Christen glaubt“. Unnötig zu sagen, daß auch die Ausstattung wieder an Würde und Schönheit mit dem Inhalt wettselfert. Solche Bücher benützt man mit Lust.

Ohne Wasse. Das Kriegserlebnis eines Priesters. 288 Seiten. Kart. RM. 4.—, geb. RM. 4.80. Verlag Schöningh, Paderborn.

In diesem Buche, das voll ist von packenden, erschütternden Bildern, sehen wir, daß unsere hl. Religion auch in den grauenwollen Entbehrungen und Gefahren des Krieges wahrhaft Groß gewirkt hat. Es ist zugleich ein schönes Zeugnis für die aufopfernde, selbstlose Tätigkeit unserer katholischen Geistlichen im Weltkrieg. Das Buch wird hiermit den Priestern sowie den Gläubigen bestens empfohlen.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt,  
der unterstützt und fördert das Missionstwerk der  
Mariannhiller Missionare!

## Die hl. Theresia vom Kinde Jesu Eine geistige Wiedergeburt

Von P. Petitot. Deutsche Ausgabe von D. W. Mut.  
352 Seiten. Preis geb. RM. 4.80.

Der Jesuitenpater Bleienstein nennt das Buch des französischen Dominikaners „das Beste von dem, was bisher über die heilige Theresia geschrieben wurde“. Durch seine ausgewogene gesunde Auffassung vom christlichen Leben, durch seine klare Bestimmtheit der Grundsätze über Heiligkeit und christliche Vollendung wie durch die Weite des Horizonts verdient das Buch vollauf das hohe Lob. Man wird selten anderswo einen so klaren und vollen Begriff bekommen von der besonderen Eigenart dieser neuzeitlichen Heiligen und ihres „kleinen Weges“ wie in diesem Buch.

## Familien-Chronik für Eheleute

Von P. Theodor Briemle, OFM. Preis RM. 2.—

Die Familien-Chronik soll Eltern und Kinder durchs Leben begleiten, ihren Verkehr mit kirchlichen und staatlichen Behörden erleichtern. Sie enthält die amtlichen Formulare über Geburt, Taufe, Firmung, erste hl. Kommunion, Verlobung, Heirat und Tod der Familienmitglieder. Vordrucke für die Aufstellung eines Familienstammbaumes, staatliche und kirchliche Bestimmungen bei familiären und weltlichen Ereignissen, Leitsätze und Weisungen über Sittlichkeitsfragen. Ein Buch, das wir wärmstens empfehlen.

## Der ehrwürdige Don Johannes Bosco Ein Erzieher und Apostel der Jugend

Von D. W. Mut. 80 Seiten; reichlich illustriert. Preis RM. 1.50

Eltern, Kindern die hehre Gestalt des großen Kinderfreundes Don Bosco recht nahe zu bringen bezweckt dieses Schriftchen. Unter dem vielen Interessanten aus seinem Leben voll von nie gehörten Wundertaten und großem Gottvertrauen liegen wie Edelsteine verborgen seine echt christlichen Erziehungsgrundsätze, Kernsätze für jede katholische Familienerziehung.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen Bayern

## Rentable Geflügelzucht?

Also Verdienst und Freude von deinen Hühnern? Das kannst du bekommen, aber nur, wenn du nicht wie jener Bauer, deine Hühner im finstern, schmutzigen Loche hältst. Sie brauchen Licht, Luft und Pflege, wie alle andern Lebewesen. Dann bringen sie dir Verdienst und Freude. Wie Hühner, Gänse, Enten, Truthühner, Perlhühner und Tauben unterzubringen, zu züchten und zu pflegen sind, wie die vielen Rassen des Geflügels aussehen, und vieles anderes mehr, das alles zeigt das neue reich illustrierte Buch von A. Trost, Reimlingen. Es kostet nur RM. 1.60 und ist ein zweckmäßiges Lehrbuch für alle, die eine Geflügelzucht richtig betreiben wollen. Bei Einsendung von RM. 1.60 und 50 Pf. Porto auf Postscheckkonto München 44386, A. Trost, Reimlingen, wird es umgehend zugesandt vom Herausgeber. Sonst auch per Nachnahme (20 Pf. teurer). Bestellungen nimmt auch der St. Josephs-Verlag, Reimlingen entgegen.